Von Haus zu Haus.

Kleine Dorfchronik

von

Joseph Rank.

Leipzig.
Voigt & Günther.
1856.

Inhalt.

Die Sage von Laufen.

So gut sollten es noch viele Dörfer und Städte haben wie Laufen in Deutschland.

Schon der Name Laufen*) deutet auf ein Wunderbares hin, das keinem Orte sonst eigen ist; es kann sich von Ort und Stelle bewegen.

Gegenwärtig freilich, wo es über dritthalbhundert Jahre alt ist, scheint es von dieser Schicksalsgunst nicht weiter Gebrauch machen zu wollen, denn es mag mit Recht auf seine alten Beine, die Grundmauern, wenig mehr vertrauen, manche wurmstichige Wandrippe dürfte krachen und bei der kleinsten Fluchtverwirrung ginge ihm wohl hier und dort das bemooste Haupt eines Schindeldaches verloren.

Aber immerhin; Laufen hat sich einmal bewegt, ja ist wirklich gelaufen und zwar eine weite Strecke aus der Ebene bis tief in's Gebirg.

Es ist zur Zeit des dreißigjährigen Krieges gewesen. Damals war ohnehin alles in Bewegung: Soldaten, Bürger, Religionsmeinungen, Eigenthum, das Glück von Mil-

*) Es ist hier nicht das Laufen in Schwaben gemeint.

lionen. Es scheint, das Wort „vergänglich" sei überhaupt erst seit jenen Schreckenstagen in Uebung gekommen, denn es verging dem deutschen Volke damals Leib und Leben, Gut und Geld, Hören und Sehen. Heute war z. B. hier noch eine beliebte Stadt gesehen worden, morgen war sie fort und eine Einöde stand auf ihrer Stelle; heute befand sich noch des Friedens helle Freude mitten unter einer Gruppe Menschen, morgen war sie fort und das Entsetzen des Krieges sprang unter sie mit Feuer und Schwert; die Ernte des Bauers, noch heute sicher in der Scheuer, lag morgen als Raub der Soldaten im Lager. Nichts war mehr fest, nichts war mehr heilig, nichts war mehr sicher.

So hatte der Krieg verheerend bereits in vielen Gegenden Deutschlands gewüthet, als sich dieses Ungeheuer auch der fruchtbaren Ebene nahte, wo Laufen stand, in jenen Tagen noch erst ein junges, frisches, lebenslustiges Dörfchen. Das Gerücht von dem was bevorstand, war glücklicher Weise schneller als das Kriegsunheil in Person — es war also vor Ankunft der Pechkränze schon eine brennende Frage in Laufen: was thun? was unterlassen? Es war vor Allem keine Zeit zu verlieren, schnell wagen, hieß es, sei schon halb gewonnen; man dachte: besser einen Knöchel überstaucht als ganz in's Gras gebissen — Laufen wird also ein wenig blaß, erröthet aber bald darauf muthig wieder im Abendscheine, nimmt seine Rockschöß', ein paar hübsche Obstgärten zusammen, renkt und reckt die Glieder, die Thurmglocke tönt, auf daß sich Niemand verlaufe — und siehe da! es ging, es machte sich, man dachte weiter an keine Folgen und in Kurzem war das Dorf Laufen im vollen Sprunge nach dem Ge-

birg. Seine Menschlein hatte es in einem riesigen Hühnerkorbe auf dem Rücken und aus seinen Rocktaschen, den Scheuern und Backöfen, blickten Brod- und Kornvorräthe aller Arten.

So kam es gegen Abend des zweiten Tages glücklich in eine Bergschlucht, setzte sich ein wenig hin, um zu rasten, fächelte sich mit seinen zwei Linden, die es mitgenommen, Kühlung zu und setzte dann nach kurzer Rast seine Flucht in Eile wieder fort.

Endlich, an allen Gliedern knickend und müde, aber sonst durchaus wohlbehalten, gelangte es in ein wunderschönes, fruchtbares Gebirgsthal, ringsum eingeschlossen von himmelhohen Bergen und schützenden Felsen.

Also hockte es vorsichtig seinen Hühnerkorb ab und ließ die vor Freude und Erschütterung taumelnden Menschlein heraus, setzte seine Beine, die Grundmauern, wieder zurecht im Boden, stellte vor der Kirche rechts und links die zwei Linden auf, nahm aus einem klaren Staubbach in der Nähe ein stärkendes Bad und konnte wirklich von Glück sagen, daß Alles so wohl und ohne Schaden abgelaufen war.

Da lag es nun friedlich und anmuthig hingestreckt auf einer sanften Anhöhe, konnte sich von Jagd, Fischerei und einigen mächtigen Fluren trefflich nähren und was vor Allem wichtig war: konnte unbehelligt das ganze Elend des Krieges an sich vorüberziehen lassen, was denn auch geschah.

Während nun draußen alle Leidenschaften des Hasses wütheten, lebte das Dörflein Laufen in seinem kleinem Paradiese ein idyllisches Leben; seine Freude an der Arbeit, seine Einigkeit im Glauben, seine Lust an nachbar-

licher Verträglichkeit hatte es mit in sein verstecktes Thal gebracht und es zeigte sich, daß mit solchen Dingen ein schönes Leben, Menschenalter lang, geführt werden könne.

Der Krieg war draußen endlich vorüber —

Süßer Friede,
Komm, ach komme!

flehte man nicht vergebens mehr; Deutschland erholte sich wieder, die Felder wurden bebaut, Städte und Dörfer errichtete, ein Art Recht kam überall zur Geltung, der Wohlstand nahm zu und Handel und Wandel fingen an zu gedeihen.

Spät, spät erst, nachdem in Deutschland das Dörflein Laufen lange unter die Todten gezählt und vergessen war, wagte es dieses wieder, seinen Kopf vorsichtig zwischen seinen Felsen herfürzustecken und neugierig zu rufen:

„Bst! Guten Morgen, verrückte Welt, wie geht dir's jetzt?“

Es erhielt zur Antwort:

„So so. Man ist zur Noth seines Lebens und Gutes wieder sicher und da schlägt man sich durch. Aber willst du nicht auch wieder zum Vorschein kommen?“

Laufen erwiederte:

„Nein, ich danke schön; was steht auf meinem alten Platze?“

Die Antwort hieß:

„Ein stemmiger Gemeindewald.“

Laufen dachte nicht mehr daran, sein liebes fruchtbares Thal im Gebirge zu verlassen, denn es war noch nicht aller

Tage Abend und das Kriegführen hatten die Menschen noch nicht abgeschworen. Es stellte daher nur zeitweilig eine Art Nothbrücke her zwischen sich und der Welt, um einen vortheilhaften Verkehr zu unterhalten: ein Wegweiser mit einer großen Hand zeigte nach der verborgenen Richtung, wo Laufen lag. So konnten fremde Geschäftsleute aus und ein und die Laufener Jugend fand, wenn sie ihre Wanderjahre zurückgelegt hatte, auf diese Art bei ihrer Rückkehr die Heimath wieder.

Aber so oft in der Folge ein Reichskrieg anfing, so oft gefährliche Ideen in Umlauf kamen oder eine große Krankheit durch die Nachbarländer schritt, da zog das liebe Laufen seinen Wegweiser schleunigst aus dem Boden, ließ in seinem sichern Winkel Krieg, Pestilenz und stürmische Ideen vorübertoben und dachte, sich die Hände reibend:

„Macht es draußen selber unter einander aus!"

Und so hat es Laufen folgerichtig fortgetrieben.

Da kam das verhängnißvolle Jahr, wo man 1848 schrieb — es verwirrte auch Laufens Gedankenwelt nicht wenig, es wußte nicht recht, was es thun, was es lassen sollte. Einen Tag steckte es seinen Wegweiser heraus, den andern Tag nahm es ihn wieder hinweg, denn Krieg und Frieden, Bewegung und Ruhe waren sich stets auf der Ferse; dazu kam noch ein seltsames Erlebniß, das freilich lustig genug ablief, aber doch im Anfang Schrecken der ernstesten Art verbreitete.

Man hatte nämlich einmal wieder im Vertrauen auf Ruhe und Frieden der Welt den Wegweiser hinausgesteckt, als sich das entsetzliche Gerücht verbreitete: eine neue verheerende

Krankheit sei im unaufhaltsamen Anlauf — es stürben so viele Soldaten in Landau — an der Gurich!

Gütiger Himmel!

Gurich!

Wer, was ist diese Gurich? Woher kommt sie? Wessen Schwester ist sie? Der Ruhr? Der Cholera? Der Pest?

Vergebens!

Niemand wußte Auskunft zu geben.

Man wollte eben den Wegweiser wieder aus dem Boden reißen, um der Krankheit den Weg nach Laufen zu verbergen: als ein Reisender erklärte: die Gurich sei ein Fluß an welchem Landau liege und die Krankheit sei das Nervenfieber gewesen, welches aber bereits wieder verschwunden sei.

Nun wurde der Wegweiser an seiner Stelle gelassen, sogar die Fugen des Fundamentes mit Blei ausgegossen. Dies würde auf ein sehr zuversichtliches Vertrauen auf langen Frieden und glückliche Zeiten hindeuten, wenn seitdem nicht andere Umstände eingetreten wären.

Jetzt ist nämlich die schöne Heerstraße über das Gebirge fertig; der Wegweiser möge nun auf seinem Postamente stehen oder von ihm weggenommen werden: Laufen ist jetzt aller Welt auf angenehme und leichte Weise offen. Nicht nur der Kaufmann, der Naturforscher, der Missionär und der wandernde Musikant vermögen ohne Schwierigkeit nach Laufen vorzudringen, sondern auch der Poet kann unbehindert in dem wunderlichen Ort erscheinen und seinem Lebensstrome folgen. Diese Sage und die folgenden Geschichten sind kleine Tropfen aus demselben und mögen für heute dem freundlichen Leser genügen.

Stillleben

Ich bin so hold den sanften Tagen,
Wann in der ersten Frühlingszeit
Der Himmel, blaulich aufgeschlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme streut . . .
Uhland.

Der Haiger saß am Sonntag nach Mittag an seinem Ecktisch in der Stube und rauchte vergnügt seine Mittagspfeife. Mit der Linken hielt er den braungelben Ulmerkopf, dessen Silberdeckel als gothische Thurmspitze endete; mit der rechten Hand trommelte er dann und wann in Gedanken auf der Tischplatte, deren vier Ecken gemaltes Eßbesteck und deren Mitte eine ungeheure gemalte Dose mit herabgezogenem Deckel zeigte. Der Haiger saß allein in der Stube. Es war so stille um ihn her, daß er das Gesumme der Fliegen in der Stube und das Beben der Violinsaiten von der Wand herüber hörte, wenn eine Fliege davon aufflog.

Neben Haiger war das Fenster offen. Die warme, würzige Luft des Frühlingsnachmittags drang in leisen Wellen herein. Unter dem Fenster befand sich ein kleiner Blumen- und Bienengarten mit einem einzigen Apfelbäumchen voll rother Blüthen. In den Ecken herum schwoll dichtes Fliedergebüsch über die neuen Zaunstakketen. Wenn bis jetzt von Zeit zu Zeit eine Biene vom Apfelbäumchen her

ins Fenster flog und hinter Haigers Ohre hin und wieder summte, als wollte sie ihn erinnern an seinen gewöhnlichen Sonntagsbesuch bei den Bienenstöcken, da schüttelte er immer nur leise und ohne umzublicken den Kopf; als aber ein kleines Nebengebäude am Bach nun gehörig breite Schatten über den Anger warf, da nickte er den summenden Bienenadjutanten flüchtig zu: es sei nun Zeit und er komme! Er stand auf, zog die abgelaufenen Uhrgewichte dem Zifferblatt bis unter die „Kinnbacken", brachte den stehngebliebenen Pendel wieder in Bewegung und verließ die Stube.

In der Vorhalle schlug Haiger ein schallendes Gelächter auf. Die Katze hatte ganz einfach ihr Mittagsschläfchen auf dem alten Haushund begonnen; durch das Geräusch der geöffneten Stubenthüre ermuthigt, wollte es der arme Greis nun wagen aufzustehen, um seinem Herrn zu folgen; allein da legte sich die gestörte Katze ganz ernsthaft ins Mittel: mit gebogenem Rücken und mit sprühenden Augen hob sie die rechte Vorderpfote dicht über der Schnauze des alten „Donau" als wollte sie sagen: „Reg' dich, unterfang' dich eines Solchen und du sollst von meinen Liebkosungen erzählen." Ein bittender Blick des Hundes fiel auf seinen Herrn, der ihm auch die Tyrannin vom Pelze jagte und seinem dankbaren Gewedel erwiederte: „Gelt gelt, wenn man alt wird! Man ist der Niemand mehr. Jeder Fetzen kommandirt uns, jede Fliegenpfote wagt uns Maulschellen anzutragen. Du bist aber doch ein Esel. So viel brauchst du dir immer noch nicht gefallen zu lassen. Komm mit; ich habe deine besseren Tage gesehen." Sie gingen durch den Stall nach dem Obstgarten. Der Haiger schüttelte von einigen jungen Kirsch-

bäumen Maikäfer und vertilgte sie; dann ging er den Bienenstöcken zu. Ihm folgte der Hund; über demselben zogen die blauen Wölkchen aus Haigers Pfeife hin.

Vor den Bienenstöcken verweilte der Haiger lange. Als hätten die wundersamen Thierlein menschliches Bewußtsein von der Gegenwart des Herrn, drängten und drückten sie sich jetzt in größern Schwärmen um die Oeffnungen der Stöcke und schickten summende Berichterstatter über ihre staatsökonomischen Verhältnisse um sein Ohr. Wenn er hie und da mit der Hand an die Verkittung eines Stockes rührte, da schossen sie brausend herzu als wollten sie inne werden, was der Herr zu tadeln finde . . .

Das Treiben eines Bienenstockes regt leicht zu allerlei Gedanken an; der Haiger setzte sich auch dem Bienenhause gegenüber und sinnirte Manches hin und her. Da ist jede Biene ein fleißiger Staatsbürger; jede ist bewaffnet, jede lebt von derselben Kost, jede spricht dieselbe Sprache, jede begnügt sich mit derselben Landestracht, jede ist mit dem gleichen Rechte des Nächsten zufrieden und der faullenzende Pflastertreter, die Drohne, wird von Zeit zu Zeit mit zurückgestreiften Hemdärmeln an etlichen Stellen gepackt und zum Tempel hinausgeworfen; ist er ohne tödtliche Verletzung davongekommen, so stolziert er vor den Thoren wohl noch eine Weile mit verdrücktem Hut auf und nieder, klopft sich, ein Opernlied trillernd, die Pantalon, schimpft auf das bürgerliche Pack, versucht noch einige Schulden zu machen, was immer mißglückt: bis die Stiefel zerreißen, bis der Hunger sich einstellt, bis ihn die Kräfte verlassen, bis er elendiglich stirbt und unbegraben auf offener

Straße liegen bleibt. Aber das kümmert die fleißige Bienenwelt wenig. „Sei fleißig" ist ihr Grundsatz „und du bist Theilhaber von Allem; sei faul und du sollst nicht haben, dein Haupt ruhig hinzulegen, ja du sollst nicht leben." Und so in Fleisch und Blut übergegangen ist dieser oberste Grundsatz eines Bienenstaates, daß einer gestorbenen Drohne kein Todtenglöcklein geläutet, kein Begräbniß veranstaltet, kein Meßopfer gebracht, ja daß sogar von der Mutter Aller, der Königin Weiselia, nicht einmal gefragt wird: „Wo ist mein ungerathener Sohn, der faule Drohn-Heim, hingekommen?" Und weil nun in einem Bienenstaate Alles Fleiß, Alles Ordnung, Alles von gleichen Grundsätzen und Erfahrungen ist: darum ist im Jahre herum auch nicht blos für alle Bedürfnisse der ganzen Staatsfamilie glänzend gesorgt, sondern ein Bienenstaat ist im Stande, dem Gott der Erde, dem Menschen, dafür, daß er ihm eine gute Stelle auf seinem Grund und Boden anweist, ihm Wohnungen hinstellt und blühendes Strauchwerk pflanzt, einen reichen süßen Danktribut als Ueberschuß zu bieten.

Nun denn! Nun denn! Ein wunderbarer Gott hat sich herbeigelassen, dem Menschen die große und schöne Erde mit Allem drum und dran als Wohnsitz anzubieten, damit er sich hier zusammengeselle und gegenseitig schützend und fördernd glücklich mache. Bringen es die Menschen zu einem Glück und einer Mustereinheit wie die Bienen? Sind alle, die arbeiten, glücklich? Und der süße Danktribut, welchen die Menschenstaaten dafür bringen, daß ihnen der wunderbare Gott das schöne Bienenhaus, die Erde, so fest und luftig mitten in sein Weltgebäude hing? Worin besteht er? In welchen

Ueberschüssen des Fleißes und Glückes? in welchen Opfern des Dankes und besonderer Weihe? Gott will von den Werken der Menschen weder essen noch trinken, aber daß sie ein Schauspiel der Freude für ihn bilden, ist sein Wunsch und Begehren; dieses wäre der Tribut für seinen Schutz und seine Güte. Sind sie das? Bilden die Werke der Menschen und ihrer Genossenschaften schon ein Freudenschauspiel für den Herrn? . . Wie lange noch wird die Antwort dies verneinen müssen? . .

Der Haiger stand auf. Seine Gedanken hatten sich nicht so weit verstiegen; aber einige nützliche Lehren für ein gutes Hauswesen hatte er dem Bienenleben abgewonnen.

Behäbig!

Es gibt recht behagliche Menschen. Ihr Lebenstritt ist eigentlich Menuet. Ein wenig vor, ein wenig zurück, ein wenig hinten herum, ein wenig heben und senken; den Kopf immer schön ruhig in der Höhe und ein Lächeln um den Mund — so sieht man Viele auf allerlei Haupt- und Nebenwegen des Lebens daherkommen. Es sind gute Menschen darunter, so gut, daß sie meinen, sie seien überhaupt zu gut für die Mühen und Sorgen dieses Lebens. Wenn die Welt sie in Ruhe läßt, so wissen sie diese große Freundschaft dankbar zu erwiedern, indem sie die Ruhe der Welt ingleichen mit unendlicher persönlicher Ruhe erwiedern; ja selbst im andern Falle, daß die Welt sie drängt und drückt in ihrem Behagen, wissen sie keinen Widerstand zu leisten als daß sie eben auch, mit dreißig Wunden in der Brust, im Gleichmaß einer Art von Ruhe bleiben.

Zu diesen Menschen gehörte Anton Martin Hans Weber, von Handwerk wirklich ein Weber, als friedfertige Natur von hoher Auszeichnung, im Fleiße bis auf ein Haar bedacht, daß ja sein Behagen nicht darunter leide, im Uebrigen voll des sinnlich-üppigen Grundsatzes: „Ich eß' gern gut, ich trink' gern gut — herentgegen will ich meine Ruhe haben!"

Ein Glück war es nur, daß ihm sein Vater ein Kapitälchen hinterlassen hatte, von dessen Zinsen die häuslichen Ausfälle des Fleißes gehörig ersetzt werden konnten; ein ferneres Glück war es, daß ihm ein fleißiger Sohn in seiner Arbeit unter die Arme griff und ein treues sparsames Weibchen das häusliche Wesen schön in Ordnung hielt.

Also lebte Anton Martin Hans Weber ein Leben sozusagen auf der breitesten Grundlage des Behagens, fast beneidenswerth in seiner ewig heiteren Gemüthsruhe, ohne Sorgen sich vom Lager hebend, mühelos sein Tagewerk vollendend, täglich viermal eines Appetits sich freuend, wie es fast sich nicht geziemen wollte.

Das war nun freilich gut.

Allein es sollte bald sich zeigen, worin es Menschen von bloßem Behagen leicht versehen; daß der ewig gleiche Tritt und Schlag am Webstuhl des Lebens nicht immer so gleichmüthig und sicher gethan wird wie am Webstuhl einer Arbeitsstube . . .

Anton Martin Hans Weber spielte z. B. die Geige. Er hatte sich, angetrieben durch seinen lebhaften Vater, einige hübsche Fertigkeiten in der Jugend erworben und freute sich jetzt in seinen behaglichen Jahren derselben, denn die Mühen und Schweißtropfen waren nun einmal vergossen und vergessen. Die Geige versüßte ihm so manches gemüthliche Stündchen; aber was noch mehr sagen wollte, die Geige verschaffte ihm Gelegenheit, seinem Ehrgeize von Zeit zu Zeit ein recht artiges Stückchen aufzuspielen. Der Ort ist nämlich katholisch und „gespielte Hochämter“ nichts Seltenes. Anton Martin Hans Weber pflegte dann, nicht ohne die Süßigkeit des

Stolzes in langen Zügen einzuschlürfen, langsamen Schrittes, seine Geige unterm Arme, die ganze Länge des Ortes bis zur Kirche zu durchschreiten und daselbst auf dem Emporium sein Kyrie, Gloria und Sanctus kräftig und schmelzend genug durch die Finger zu arbeiten. Die Messen, welche der Herr Lehrer bei solchen Gelegenheiten vorlegte, waren ihm geläufig, ja er kannte sie auswendig und das war gut, denn eine neue Stimme, etwa gar mit einem Solo, würde er zu lernen sich schwerlich mehr entschlossen haben. Nun ergab es sich einst, daß bei einer besonders feierlichen Gelegenheit eine neue Messe einstudiert und aufgeführt werden sollte. Der Lehrer schickte sein Knäblein als Extrapost mit der Primstimme zu Anton Martin Hans Weber, inständigst bittend, bis zum Sonntage sich zu bemühen, daß die Schwierigkeiten der Partie, namentlich im „Credo" überwunden würden. Weber ließ erwidern: „Schön Gruß und es sei recht;" nahm eine Prise Taback und sah die Stimme — nicht etwa gleich durch, er legte die Notenblätter hinter ein Bild an der Wand, um nicht zu oft und lebhaft erinnert zu werden, daß ein Geist des Neuen, eine Stunde Unruhe, die Plage einer neuen Uebung in den Frieden seines Hauses eingedrungen sei. Es war an einem Donnerstage. Der Freitag sollte dazu dienen, sich an den Gedanken einer Beschwerde zu gewöhnen; Samstag Morgens war in die Composition flüchtige Einsicht zu nehmen, Samstag Nachmittags „war sie einmal durchzustreichen" auf der Geige, Sonntag Morgens noch einmal mit dem Munde durchzubrummen und mit den Fingern auf dem Tische durchzutrommeln. Als Anton Martin Hans Weber Samstag Morgens das „Kyrie" seiner

Stimme durchgesehen hatte, ward ihm leicht zu Muthe, denn jede Note lag da schön bequemlich im Fingersatze, das stellte also weiter keine Plage in Aussicht. Nun drehte er das Blatt: — einige düstere Falten erschienen auf seiner Stirne, denn sein Blick fiel auf das „Credo" dessen Schwierigkeiten ihm der Lehrer schon von ferne hatte andeuten lassen. Namentlich war da eine Stelle mit dreimal gestrichenen Noten und ein Oktavsprung vom untern f der Quintsaite bis zum höhern f; — Schwierigkeiten also von der Größe eines Wettlaufs über eine Messerschneide, eines Sprunges mit gleichen Füßen auf die Spitze eines Thurms. Weber legte das Notenblatt weg, lächelte ungläubig: „das ist unmöglich" und nahm eine Prise von halber Klafterlänge.

Unmöglich, unmöglich, wiederhallte es in seinem Innern, wer kann eine Feuermauer hinaufrennen? wer schießt sich selber als Pfeil vom Bogen? Weber nahm seine Kappe und ging in's Freie. Wie er da den Fink auf den Zweigen des Apfelbaumes schlagen und die Lerchen in den Lüften trällern hörte, dachte er: „Warum Neues? warum nicht das Bekannte? Wird dem Vöglein alljährlich ein anderes Notenblatt vorgelegt? Singt es nicht sein Lebtag dasselbe? Und ist es nicht immer doch gut und schön?" Es war ein falscher Tropfen in Webers Blut. Dem Lehrer die Bedenken mitzutheilen — das hätte fürs Erste einen Gang gekostet, ferner wußte Weber, daß die Stimmen seit zwei Tagen vertheilt und eingeübt worden, drittens wäre es doch für seinen Ehrgeiz ein wenig sehr empfindlich gewesen, geradezu einzugestehen, daß man als erster Primgeiger seiner Sache nicht gewachsen sei — kurz und gut, es schien nur zwei Aus=

wege zu geben: entweder die Schwierigkeiten zu überwinden oder das Aufführen der neuen Messe bei Zeiten noch zu hintertreiben. Indessen fand Anton Martin Hans Weber ein Mittel, sein Behagen zwischen zwei so schroffen Unbequemlichkeiten glücklich durchzuführen. Er nahm sich vor, das „Kyrie" und die übrigen leichten Theile der Messe mit gewohnter Trefflichkeit zu spielen, aber im „Credo" bei jener Stelle, wo die Schwierigkeiten begannen, sich anzustellen — als müßte er leider gerade an dieser Stelle seine A- und E-Saite stimmen. Dadurch wollte er die ganze Last der Ausführung und Verantwortung auf den zweiten Primgeiger wälzen, der nun sehen sollte, wie er mit der wilden Jagd der übrigen Instrumente über diese Steine und Laufgräben von Schwierigkeit hinwegkommen würde. Mit diesem Gedanken kehrte auch wieder die ganze Süßigkeit ungestörten Behagens in Anton Martin Hans Webers Brust zurück und als er am folgenden Sonntagsmorgen mit der Geige unterm Arm und die Notenrolle in der Hand nach der Kirche ging, freute ihn Alles unter der Sonne: Wolken, Vogelgesang, Menschen, Baumblüth und Lindenduft von Herzen. Mehre Musikanten: der Flötist, der Bassist, der Bratschist, der Organist, der Clarinettist und der Violinist II. hatten sich bereits vor der Kirche versammelt und zu ihnen trat nun Anton Martin Hans Weber als erster Violinist. Er wurde mit Respekt empfangen, denn man dachte mit Ehrfurcht der Fertigkeiten des Mannes, der wohl heute seine Sache schön glattweg ausführen werde. Jedem lag dabei etwas Geheimnißvolles auf dem Herzen, weil die schwierige Stelle im „Credo" zugleich alle Instrumente ungewöhnlich in

Anspruch nahm. Wie ein lächelnder Gott grüßte Anton Martin Hans Weber seine musikalischen Freunde, zog seine Dose vom Leder und reichte sie, breitspurig dastehend, wie Einer, auf dem Alle sammt und sonders mit Vertrauen ruhen könnten, von Mann zu Mann herum. Der Bratschist nahm eine Prise von der Größe eines Düngerhaufens; beinahe schüchtern griff der Violinist Nummer II. in die Dose. Man ging in die Kirche; die Predigt war endlich vorüber, das Hochamt begann; man stimmte in Gottes Namen noch einmal, spielte allerseits das leichte „Kyrie" wenn auch nicht mit Geschmack, so doch mit einer Art von Beigeschmack, kam zum „Gloria" kam zum „Credo". Ein gewisses Bangen wie vor einem großen Ereignisse ging durchs Emporium, der Priester hatte am Altar sein „Credo" gesungen, der Organist fing die Tonart des Priesters spielend auf und führte sie mit kurzem Zügel in die Tonart des Meßcredo's hinüber — und nun stürzte man sich häuptlings in die schnellen Tempowogen des Tonmeeres, rette sich wer kann! Näher und näher kam man den musikalischen Klippen der Composition; — da ragten sie empor, himmelhoch, unübersteigbar, drohend: Alles zu zertrümmern, was sich ihnen nähern würde — Anton Martin Hans Weber senkt plötzlich mit verdrießlicher Miene seine Geige aufs Knie, fängt zu stimmen an und sagt: „Blitzbolzle übereinander! Jetzt, gerade jetzt läßts nach!" Aber was geschieht! Da stimmt auch Violine II. und auch die Bratsche stimmt und der Baß; der Flötist und Clarinettist „wässern ihre Instrumente aus;" ja auch die Sänger alle stellen sich an als stünde in den Notenblättern — „tacet" oder „Räusperlückle" — kurz: nachdem auch die Orgel, Hörner und Trompeten

ihr „Haben" in „Soll" verwandelt, war der Banquerott, der Schreck und die Schmach allgemein. Einer hatte sich aus Bequemlichkeit auf den Andern verlassen, mitten im gewaltigsten Fortissimo trat plötzlich Todtenstille ein, ein paar Piccolotöne abgerechnet, welche noch eine Weile wie in Kinderhemdchen schreiend durch die Kirche liefen . . .

Das war nun ein trübseliges Ereigniß. Hätte Anton Martin Hans Weber zu rechter Zeit einige Schweißtropfen des Fleißes vergossen, so hätte er nicht jetzo diesen bittern Kelch leeren müssen, der ihm den Angstschweiß in Masse aus der Stirne kelterte. Er ging auch aus der Kirche heim wie begossen; die Geige trug er heute nicht unterm Arme, sondern versteckt unterm Rockschooß. Was hätte er sich sagen müssen, wenn er aufrichtig gegen sich selber gewesen wäre?

„Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen; worin du Meister bist, vertraue nicht deinem Schüler; Jeder ist der Schmied seines Schicksals; versäumte Gelegenheiten kehren nicht wieder; selbst sei der Mann; wer den Augenblick verscherzt, dem bieten sich Ewigkeiten nutzlos dar" — und so weiter. Höchst wahrscheinlich nahm sich Anton Martin Hans Weber Einiges der Art auch zu Herzen. Aber was ist stärker als Gewohnheit und was ist unter allen Gewohnheiten stärker als die gehegte, gepflegte, liebwerth gewordene holde Gewohnheit des behaglichen Daseins? Und so überwucherten auch Webers heitere Gemüthsranken bald das ernstmahnende Monument jenes trübseligen Erlebnisses.

Nun hatte Anton Martin Hans Weber einen Sohn und wie wir oben erwähnten, einen fleißigen Sohn sogar, der dem Vater bei aller Arbeit wacker unter die Arme griff und

auch sonst im Ganzen kein unebenes Bürschlein war. Eines freilich wollte weder der Mutter noch dem Vater an ihm gefallen: er hatte sich in eine Liebesverplemperung mit einem Mädchen eingelassen, das nicht im besten Rufe stand. Die Mutter, eine sanfte, stille und geduldige Mutter, hatte es zwar schon oft versucht, mit wehmüthigen Worten dem Sohne das Verhältniß vorzuhalten, auch warnte sie bisweilen vor dem Zorn des Vaters, der keineswegs die Sache lange mehr so dulden werde; allein die Thränen einer Mutter rühren zwar nicht selten, doch sie fruchten wenig, so lange nicht die Blitze und Donnerschläge der väterlichen Worte das Erdreich des kindlichen Gemüthes treffen und erschüttern. Anton Martin Hans Weber stand nun wirklich seit einem Jahre stets auf dem Sprunge, mit entscheidendem Nachdruck zwischen seinen Sohn und dessen verderbliche Herzensrichtung zu treten — erwartete aber stets nur den geeigneten Augenblick, wann, wo und wie das Gewitter am segensreichsten losbrechen könnte. Gegen Abend sich zu erhitzen, war gegen die Natur, die um solche Zeit alle lebendige Wesen und selbst die Blümlein der Ruhe in die Arme führt; ein nächtliches Hausgewitter zerrüttet den Schlaf und verwirrt die armen Sinne; Morgens, wenn man froh ist, der Sonne goldenes Licht gesund wieder zu sehen, wo es von allen Zweigen klingt und froh-lebendig wird auf jedem Gräslein: wie undankbar, wie roh, wie unbequem, in solchen Augenblicken Zank und Streit beginnen, die allgemeine Harmonie der Erde aufzulösen und alles Behagen, diese holde Wonneströmung unsers Blutes, muthwillig zu zerstören? Nein, nein; eine besondere, ausgezeichnete Gelegenheit mußte für das

väterliche Ungewitter kommen, eine Gelegenheit, wo der Sohn sich gleichsam selber wundern mußte, wenn das Ungewitter nicht losbräche. Nun denn; nach Jahr und Tag kam diese Gelegenheit wirklich. Eines Morgens — obwohl die schönste Frühlingssonne aufstieg dort im Osten, die Vöglein es von allen Zweigen schallen ließen, bunte Käferchen auf den Gräsern hingen, kurz die Lieb' und Lust und Herrlichkeit der Welt in Blüthe stand — dieses schönen Morgens war Anton Martin Hans Webers Söhnlein auf und fort und wie sich baldigst zeigte, in angenehmer Gesellschaft fort, ohne Abschied von Vater und Mutter auf und davon! — Nun freilich brach es los. Der ganze Vorrath väterlicher Ermahnungen, Warnungen und Lehren wurde losgeschlagen, heftig, wüthend, ohne Wahl und Unterbrechung; das war nun freilich vorzüglich gepredigt — aber auch der Sohn war indessen zum Tempel hinaus — „und Roß und Reiter sah man niemals wieder!" Anton Martin Hans Weber verfiel aus seinem Zorn in tagelangen Unmuth, aus seinem Unmuth weiterhin in Gram, aus seinem Gram in Rührung, endlich mehr und mehr in stille Wehmuth, dann und wann in leises Klagen; — endlich und zuletzt fiel er zurück in sein geliebtes, süßes, stilles, unvergleichliches Behagen . . .

Nun hatte Anton Martin Hans Weber, wie erwähnt, auch ein recht arbeitsames braves Weibchen. Es ließ im Benehmen gegen den Mann und in der Art, das häusliche Wesen in Ordnung zu halten, Nichts zu wünschen übrig. Anton Martin Hans Weber hätte auf Tagereisen weit eine solche Hausfrau nicht wieder gefunden. Er wußte das und versah sich wohl, ihr in keiner Weise zu nahe zu treten.

Einige Monate nach der Flucht des Sohnes sagte die Weberin einmal:

„Ich weiß nicht, Mann, mir ist gar wunderlich. Soll ich kränklich werden? Ich will zu Bett."

Ihr Mann, der im Webstuhl saß, ließ die Arbeit ruhen und sagte besorgt heraus: „Das thu' wenn Dir nicht ganz wohl ist, geh' zu Bett und wird's nicht besser, so hol' ich den Doktor."

Das war am Morgen vorgefallen. Nachmittags trat der Weber vor das Bett seines Weibes und fragte: „Nun jetzt, wie geht es denn? Besser? Schlimmer? Ich will nicht denken schlimmer."

Die Weberin lag eine Weile wie im Halbschlummer da, dann reichte sie ihm stille die Hand und sagte: „So, so. Ich weiß nicht recht. Kann sein schlimmer, erschrick' nur nicht."

Der Weber erwiederte betroffen: „Das wär' mir arg genug. Indeß bleib' ruhig, wird's nicht besser, so hol' ich den Doktor."

Sein Weib drückte ihm die Hand, zum Zeichen, daß sie dies nun selber wünsche, dann kehrte sie sich gegen die Wand und schien gar sänftlich einzuschlafen. Der Weber ging hinaus, setzte das Geräusch seiner Arbeit nicht länger fort und wanderte durch Feld und Garten, um das Gleichgewicht seines Herzens wieder zu finden. Der Gedanke, daß ein Schlimmeres dem Weibchen zustoßen könnte, war ihm wirklich sehr erschütternd; einige Male sagte er voll Sorge vor sich hin: „Ich hol' den Doktor, ich hol' ihn her!" Warum er ihn dennoch nicht gleich holte? Ei nun; der Weg war ziemlich weit; vielleicht wäre gerade das kein Hinderniß gewesen — allein den wei-

ten Gang machen, den Doktor so unerwartet in seinem Hause sehen, zur Sorge um sein Weibchen auch noch solche Anstrengungen und Unheimlichkeiten sich auf den Hals zu laden — jetzt schon, wo es noch nicht ausgemacht war, daß sein Weibchen wirklich gefährlich krank sei — das und Anderes zusammen ließen den Weber nicht zum Entschluß kommen, den Doktor alsogleich zu holen. Ohnehin war die Nacht bald da — und im Verlaufe der Nacht war auch der weitere Verlauf der Krankheit noch besser abzusehen — richtig, richtig; die Nacht mit Ruhe, ja mit einer Art neugierigen Behagens abzuwarten, das war nun so ganz für Anton Martin Hans Weber ein gemäßer, lieber, zuträglicher, feiner, durchschlagender Gedanke und diesem ergab er sich mit Leib und Seele. Als er im Abenddunkel in die Kammer trat, schlief sein Weibchen und holte schwer Athem; auch seufzte sie von Zeit zu Zeit stillschmerzlich, ohne sich zu regen. Anton Martin Hans Weber hätte sich eigentlich jetzt sagen können: „Hm — es muß ihr wohl schlimmer sein, weil sie schwer Athem holt und also bänglich seufzt —“ allein ihn beruhigte es schon, daß sein Weibchen schlief und er sagte vor sich hin: „So athmen und seufzen kommt von einem Traum.“ Nun ging die Nacht auch wirklich ruhig vorüber und die Weberin erwachte Morgens, wenn nicht besser, so doch auch nicht schlimmer. „Soll ich jetzt den Doktor holen?“ fragte ihr Mann; die Kranke lächelte etwas trübe und sagte nichts, denn es that ihr weh, daß der Mann noch immer fragen und zögern konnte. Erst gegen Mittag, als sich Schmerzen, die nicht zu verbergen waren, in der linken Seite der Kranken heftig einstellten, da fragte der Weber nicht mehr, ging und holte den Doktor.—

Allein es war zu spät; der Doktor tröstete zwar die Kranke, ging aber dann mit dem Weber in die Stube hinaus und sagte: „Euer Weib wäre gestern noch zu retten gewesen, man hätte den Brand verhüten können, heute ist's vergebens, seid gefaßt und ergebt euch in den Willen Gottes, euer Weib erlebt die Nacht nicht mehr.“ Jetzt war es mit dem Gange zum Doktor nicht mehr gethan; auch der Priester mußte geholt werden, um die letzte Oelung zu ertheilen. Die Weberin, als sie dieses sah, weinte voll Weh und sagte: „Muß ich denn sterben? Muß ich meinen Mann verlassen?“ Schlimm genug; allein es kam doch so. Webers Weibchen starb und ließ ihren Mann in einem Seelenzustande zurück, der nicht zu beschreiben ist. Jetzt wäre Weber, wenn er sein Weib hätte retten können, ein zweiter Ahasver, ruhelos durch die Welt gelaufen, hätte alle Doktoren um Rath gefragt und hätte gerne auf immer fahren lassen alle weichliche Ruhe, alle Bequemlichkeit des Daseins; — allein vorübere Dinge sind vorüber und selten wieder gut zu machen!

Hans Bluhmer und seine Knechte.

> Das Wetter kennet man beim Wind,
> Den Vater bei seinem Kind,
> Den Herren aber bei seinem Gesind.

Hm! Was der Hans Bluhmer nur haben mag? Dort geht er hin; — daß er sich an der Scheuerecke nicht eben die linke Stirnflanke wund gestoßen, ist wahrlich sein Verdienst nicht; er ist zu sehr in Gedanken! Ha, und dabei saugt er an seinem Pfeifenrohre als hätte er dieses lang entbehrte Vergnügen wieder vollauf einzubringen. Gut; jetzt ist er im Garten. Die Pfeife ist zwar ausgegangen, er saugt aber doch noch daran als ob sie Rauch und Flamme wäre. Horch! horch, sag' ich! Er ist stehn geblieben und scheint sprechen zu wollen, wie ein mittelmäßiger Tyrann in einem Trauerspiele. Nein. Er ist nicht so gefällig. Erstens, weil er kein Tyrann ist und zweitens, weil das was er zu sagen hat, in seinem kräftigen Brustkasten Raum hat, bis ein Wort auch ein Mann und eine That ist. Zum Dritten ist es eigentlich auch kein Zorn was ihm die Brauen bäumt und die Wangen etwas bleich färbt; Bluhmer ist vielmehr lustig, sehr lustig, obwohl das Lächeln um seine Mundwinkel etwas dünn, sehr dünn ausfällt. Noch zehn Secunden und Bluhmers Gedan-

ken sind in Ordnung, die Worte, die er sprechen will, zurechtgelegt, der Wassersack der Pfeife wird ausgegossen, die Pfeife eingesteckt — und der Rückmarsch in das Haus wird angetreten.

Es ist beinahe Nacht geworden. In der großen Wohnstube führt die Wanduhr allein das Wort, obwohl auch Menschen in der Stube sind. Tiktak — tiktak — das ist aber eine langweilige Perpendikelsprache; Menschen, die ohnehin in großer Spannung sind und viel zu denken haben, mögen wenig darauf achten; das ist hier der Fall. Bluhmers Weib, die beiden Mägde, der Ober- und Unterknecht, auch der sechzehnjährige Sohn des Hauses sitzen hier und dort auf Bänken herum und horchen nicht auf die Uhr, sie horchen vielmehr in sich hinein und sind alle sehr gespannt. Die Wanduhr schlägt jetzt mit gellenden Tönen die achte Stunde, auch das wird nicht gehört; als aber nun die Thüre aufgethan wird und Hans Bluhmer, der Herr des Hauses, hereintritt, da hat auf einmal Jedermann in der Stube nur für ihn Auge und Ohr: Die Hausfrau lächelt ernst verlegen, die Mägde sind ängstlich und verwirrt, die Knechte schauern leicht, runzeln aber die Stirn wie Jemand, der gegen einen Angriff Verschanzungen aufwirft.

„Licht!" sagt Hans Bluhmer, indem er mitten in der Stube stehen bleibt. Er hat bei diesen Worten auf sein Weib geblickt, sein Weib steht auf, geht nach der Küche und kommt mit einem brennenden Span zurück; Bluhmer nimmt den Span und indem er ihn mit Ruhe schwingt, um die Stube nach allen Richtungen zu beleuchten, schaut er nacheinander Knecht' und Mägde ernsthaft an, steckt hierauf den Span in den Zwänger und setzt sich an den Ecktisch.

Pause.

Kein Wort wird gesprochen; Hans Bluhmer trommelt mit den Fingern auf dem Tisch, legt dann den Hut ab, wischt mit der Rechten über die Platte des Tisches und sagt endlich: „Hervor, kommt vor!" Diese drei Worte sind in erster Linie an die Knechte und erst in zweiter Linie an die Mägde gerichtet. Nach einem Augenblicke des Bedenkens raspeln die Füße des Oberknechts unter der Bank, er hustet, spuckt aus und erhebt sich schwerfällig und in ganzer Länge (die rechte Schulter etwas höher); dann schreitet er zwei Schritte vor, sinkt ein wenig ein, läßt sich auf die Wandbank nieder und denkt: „Ha da bin ich, was weiter? da bin ich!" Seine Kniee zittern, seine Augen aber blicken siegreich drein. So ungefähr folgt ihm nach einer Weile auch der zweite Knecht; die Mägde aber, die auf der Ofenbank sitzen, stecken verlegen die Köpfe zusammen, flüstern verworrenes Zeugs, wackeln hin und wackeln her als wollten sie sich von der Ofenbank los machen — bleiben aber sitzen. Auch gut; Hans Bluhmer denkt: „Gewackelt ist auch gegangen, hören sollt ihr's Alle!"

Nachdem Hans Bluhmer noch einmal mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, sagt er: „Nun da, wie steht's? Ich denk' wir hätten zu reden mit einander. Euch drückt was — und auch mich; — ihr seid nicht mehr so recht zufrieden mit dieser Welt, ich auch nicht — das ist ja zum Diskurs wie Lindenholz zum Schnitzeln gewachsen! Fangen wir an? Ich denk' wir klagen uns vor Allem unser Leid und seh'n dann, wie dem Uebel abzuhelfen!" Der Oberknecht brummt vor sich hin: „Worte sind gut, aber Hühner legen Eier;" Hans Bluhmer fährt fort: „Sieh' da! Ihr seid nicht mehr zufrie-

den. Es soll anders werden, sagt ihr; der Lohn soll mehr, die Gewandung besser werden; Morgens eine Stund' später aus den Federn, Abends eine Stund früher hinein, so meint ihr wär' den armen Knochen noch immer nicht zu wohl gethan; überhaupt: mehr Schmalz an den Brei, öfter Fleisch in den Kessel und — einem Jeden allerwenigstens so viel an Feld und Wald und Zeug als mir — das wär' dann zu ertragen." Der Oberknecht wagt es zu erwiedern: „Wer was haben will, der muß den Schamhut abthun und den Schemel hinter die Bank stoßen!" Bluhmer erwiedert lächelnd: „Gewiß, Gewiß! Also macht vor allererst eine Faust gegen das Schicksal, das nicht Wirthschaften genug hat wachsen lassen und dann kommt und sagt mir grad heraus: wo und wie nun ich euch zu weh, zu viel, zu hart gethan?" Der Unterknecht schlenkert mit dem Fuß und sagt: „Ja — hm — wer den Prügel hat, ist nicht gut mit Bratwürsten werfen!" Ein Lächeln geht durch die Stube; die Mägde stoßen sich mit dem Ellenbogen in die Rippen und flüstern: „Der bleibt bei der Sach' wie der Haas' bei der Trummel!" Hans Bluhmer aber lächelt nicht blos, er lacht sogar aus vollem Halse; dann aber ist er plötzlich stille, legt die Stirne in Falten und ruft: „Die Kreide her!" Sein Weib reicht ihm die Kreide; nachdem er Knecht' und Mägde scharf betrachtet hat, sagt er: „Wir wollen rechnen. Ich will euch vordisidiren, wer mehr Lohn hat, ihr oder ich, was Rest bleibt, wollen wir vertheilen." Alles lächelt wieder; Bluhmer aber schreibt auf die Tischplatte, indem er spricht:

„Horcht! . . Meine Wirthschaft ist werth — mmmm — 8000 Gulden; — ist's wahr oder nicht? Gut. Gesetzt, es

gibt ein gutes Jahr, so nehm' ich ein — ich will sagen: — 400 Gulden. Ist's so wahr oder nicht? Joggele red'!"

„Hmphm — ja!" sagt der Oberknecht.

„Gut" fährt Blühmer fort: „Alsdann 400 Einnahm'. Nu wißt ihr alle, daß ich auf meine R'alität schuldig bin 1000 Gulden; — Kunrad ist's wahr oder nicht?"

„Hmphm — joja" erwiedert der Unterknecht.

„Gut" fährt Bluhmer fort: „Also schuldig 1000 Gulden zu 5 Perzent! Wir wollen jetzt rechnen, was ich reicher Mann von meiner Einnahm' Jahr aus Jahr ein wieder hergeben muß und was mir am Ende für ein Kasten voll Silber übrig bleibt . . . Gretle, wieviel ist viermal $37^1/_2$?"

„Viermal $37^1/_2$? . . (Die Obermagd wirth roth und hustet.) Hm — 100 (Gelächter); Hmphm — 40 (Gelächter). Hm — das müßt ihr am besten wissen, ihr habt Kreide in der Hand!"

„Gut" fährt Bluhmer fort: „Es ist auch einerlei. Wir wollen meine Ausgaben wissen. Nun. Für 1000 Gulden Interessen thut jährlich 50 Gulden; Steuern und Gaben thut im Jahr an die 130 Gulden; meine Alten leben noch, ihnen an Ausnahm' 60 Gulden; für mein Weib und sechs Kinder etwa 45 Gulden; euch Knecht' und Mägden, sammt und sonders ohne Kost und Debetat-Hemden 68 Gulden; für Werkzeug und Hausrath 20 Gulden; Feuer- und Hagelversicherung 12 Gulden — thut zusammen 385 Gulden und verbleiben mir, dem reichen Hans Bluhmer zu Laufen, von 400 Gulden alljährlich 15 kugelrunde Gulden. Dafür hab' ich mich zu gewanden; damit hab' ich für schlechte Jahre Vorsorg' zu treffen; damit muß ich mich auf Krieg und

Viehseuchen vorsehen; davon hab' ich Heirathsgut für meine Kinder abzugeben — und was an meinem Haus einmal baufällig wird, zu flicken. . ."

Bluhmer machte jetzt mit der Kreide einen Schlußpunkt hinter die Rechnung, daß der Tisch erbebte und starrte sein Gesinde eine Weile wortlos an; dann sagte er: „Nun? Wie viel wollt ihr jährlich Zulag' haben? Joggele! Sag' Du zuerst! Du hast im Jahr an die zehn Gulden mehr als ich, hast viermal des Tags frei Essen an meinem Tisch, streckst Dich im Bett, das ich Dir schaffe und hast für Nichts als Dein Gewand und deine Arbeit zu sorgen!"

Joggele schwieg und sah zu Boden; auch dem übrigen Gesinde war bei dieser Berechnung nicht ganz wohl geworden. Bluhmer sah Eins nach dem Andern scharf an und fragte herum: „Nun, Kunrad, und Du? Und Du, Gretle, Du Mariannele? Was wollt nun ihr noch mehr? Ihr thut euere Arbeit — gut; verlangt! — meine 15 Gulden lassen sich auch noch theilen . . ."

Keine Antwort; eine schwere Verlegenheit lastete auf Allen. Bluhmer stand auf. „Ich hab' euch vorgerechnet" sagte er, in der Stube auf und nieder gehend: „was ich von meinem Hab' und Gut alljährlich übrig habe; es ist grad so viel, als Du, Kunrad, als Unterknecht hast. Es fragt sich jetzt: wie thu' ich euch jetzt am besten nach Gefallen?" Wenn ich auch meine 15 Gulden unter euch theile — ist euch damit geholfen? Soll ich an meine alten Eltern, daß sie weniger nehmen? Soll ich Weib und Kindern vom Ihrigen thun? . . doch gut. Ich will eure Antwort jetzt nicht hören — geht! Ihr sollt auf jeden Fall Zulag' haben — geht; — wenn das

Jahr um ist reden wir weiter davon — geht!" Knecht' und Mägde verließen die Stube. Es war nicht gewiß, gaben sie stillschweigend ihre Ansprüche auf oder nicht; Hans Bluhmer aber hatte ernsthaft im Sinne, seinen sonst fleißigen Dienstboten den Lohn zu erhöhen . . .

In Bluhmers Hause ging von diesem Tage an Alles seinen ruhigen geordneten Gang. Ueber das Kapitel des Lohnes wurde kein Wort mehr verloren. Eines Tages war Bluhmer über Feld und als er heim kam, bemerkte er, daß seine beiden Sonntagsstiefel vorne offene Mäuler machten; — er lächelte und sagte: „Nur zu, nur zu! Sperrt den Rachen wie Haifische auf, man muß sparen, ich kann euch nicht nähen lassen!" Den nächsten Sonntag ging er damit wohlgemuth in die Kirche. Einmal geschah es, daß ihm ein Windstoß den schönsten Hut vom Kopfe nahm; — er sprang nach und wollte ihn mit der Fußspitze fassen, aber im Eifer bekam er ihn unter die ganze Schwere seines Fußes und da es eben geregnet hatte, so trat er ihn bis auf den Grund in eine Pfütze. Er nahm ihn ruhig wieder heraus, ließ ihn trocken werden und trug ihn trotz der greulichen Verwüstung nach wie vor an Sonn- und Feiertagen. Auch als sein Feiertagsrock einmal an den beiden Ellenbogen aus den Fugen ging, ließ er ihn nicht wieder nähen. Es machte natürlich das größte Aufsehen, den wohlhabenden Bluhmer in solchem Aufzuge in der Kirche, auf Märkten und bei Volksfesten zu sehen. Ueberall wo er erschien, sah er lächelnde Gesichter; man stellte ihn hier und dort scherzend zur Rede, er aber war voll guter Dinge und sagte stets: „Man muß sparen; — muß man sich selbst nicht nehmen, was man dem Gesinde

jetzt zulegen soll?" Seine Knechte hörten anfangs solche Reden oft und wurden bis über die Ohren roth; später schämten sie sich aber des kläglichen Aufzugs ihres Herrn so sehr, daß sie es an Sonn- und Festtagen vermieden mit ihm zusammenzutreffen, denn sie nahmen sich fürstlich neben ihm aus. Aber in dieser Weise konnte es doch nicht fortgehen. Der Oberknecht kam eines Tages zu Bluhmer und bat ihn im Namen des ganzen Gesindes: „solche Sachen doch jetzt sein zu lassen; er und Alle dächten längst nicht mehr an erhöhten Lohn; es sei schrecklich, ihren Herrn wie eine Hasenscheuche unter die Leute kommen zu sehen." Bluhmer lächelte ernst und sagte nach einer Weile: „So. Ihr wär't nun mit dieser Zulag zufrieden? Ihr haltet auf den Staat eures Herrn? Gut. Allein das kann für dies Jahr nicht mehr gelten; wartet zu!..."

Das Jahr war endlich um. Bluhmer ließ sein Gesind' wieder in die Stube kommen, zählte den erhöhten Lohn auf den Tisch und sagte: „Hier. Jedes nehme da seinen Theil. Wer, was drüber ist, bei Seite läßt—der geh' von Stund' an aus meinem Haus. Ihr habt euch was in's Ohr setzen lassen von Reichsein, Nehmen, Theilen und so weiter; — warum seid ihr nicht zu mir gekommen und habt mich auch um meine Meinung gefragt? Statt dessen seid ihr wie Giftsäcke herumgelehnt, habt meinen Hof wie eine Folterwirthschaft betrachtet, wo nur immer von euch verlangt wird, aber euch Nichts zum Besten kommt. Ich sage euch: der rechte Bauer wird euch nicht blos ein Herr, er wird euch ein Freund und Rathgeber sein—heißt: wenn ihr's auch so haben wollt. Geht. Wer zufrieden ist mit dem alten Lohn, kann bleiben — und

was die Hasenscheuche betrifft, die will ich in's Krautfeld hängen . . ."

Nun könnte die Geschichte ihr Ende haben, aber da findet sich noch ein kleiner Anhang.

Zehn Jahre sind vorüber und wir betreten Hans Bluhmers Haus wieder. Der Alte regiert sein Haus noch so streng und rüstig wie zuvor; von seinem früheren Gesinde aber ist nur der Oberknecht noch im Haus. Und wie finden wir ihn? In seinem Denken sehr verändert. Statt des mürrischen Widerparts gegen seinen Herrn hat sich eine tiefe unerschütterliche Anhänglichkeit an denselben festgesetzt und zu dieser Wandlung ist er nach und nach auf folgende Weise gekommen. Er hatte überlegt, daß es vielen Menschen gegeben und vielen versagt ist, einen eigenen Heerd, eine eigene Familie zu haben. Wie nun? dachte er — willst du ewig außen herum leben, und, weil du selbst kein Haus hast, auch keiner Familie angehören? Es machte ihm schwer zu schaffen. Plötzlich ging es ihm wie ein Erlösungsgedanke auf: er wollte sich bereden, Bluhmers Haus sei ihm ein Vaterhaus, dem er die Arbeit aus Liebe und freiem Willen widme, er selbst habe nur das Loos vieler Bauernsöhne, die zum Besten des Elternhauses Alles opfern und wie nützliche Märtyrer des heimischen Heerdes sterben. Von nun an wuchs der Oberknecht in Hans Bluhmers Haus hinein — und aus der Art wie er behandelt wird, merkt man wohl, daß er eigentlich nicht mehr als Knecht, sondern als Familienmitglied betrachtet wird.

Und Bluhmer? Seltsam. Auch ihm geht dann und wann eine ganz neue Regung durch die Seele. So streng

und kurz er vor Jahren sein widerspenstiges Gesinde abgefertigt hatte, so denkt er doch oft, wenn er seinen treuen Knecht so rüstig für sein Haus arbeiten sieht: „Wie schlimm doch, wie schlimm, daß nicht jedem braven Menschen sein Haus und seine Familie werden kann! Herr vergieb mir meine Sünden, aber es ist noch nicht Alles gut auf Erden.“ Solche Gedanken sagt Bluhmer aber Niemand. Er gleicht jenen Menschen, die im Innern viel zarter fühlen als sie nach Außen zeigen. Sie sehen das Schlimme dieser Erde sehr wohl ein, aber da sie's nicht zu ändern wissen, schweigen sie und gehen den Weg der nützlichen Klugheit.

Unter Einem Dache.

I.

Die höchste Ehre.

Halte dich im Stillen rein
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlst ein Mensch zu sein,
Desto ähnlicher bist du den Göttern.
Göthe.

Der Peter Füchtle ist ja seit Monaten merkwürdig verändert!

Sieh nur hin!

Sonst hatte er eine Million Runzeln in Pacht; er sah immer drein wie eine Gewitterwolke: — und jetzt? Nun wahrhaftig! Die Stirn ist so sauber gebiegelt wie ein Sonntagskragen, im ganzen Gesicht Ein Sonnenschein, Eine Freude!

Sonst — hatte er den Mund immer angelweit offen, Flüche, Klagen, Stänkereien aller Art kamen armsdick heraus; — jetzt? Wie bescheiden bleiben die Lippen beisammen, wie hübsch ordentlich weiß dieser selbige Mund zu schweigen!

Sonst — lief er gerne ein Haus weiter nach einem Glase Gemüthströster (genannt Schnaps) und kam nicht wieder zurück wie er hinging; — jetzt? Bleibt er taktfest bei seiner Arbeit, flucht nicht, klagt nicht und will er sich, wie

man sagt, ein „Bene" anthun, so pfeift er sich ein Lied vor, so gut man's eben haben kann.

Was ist aber das? Was ist mit dem Menschen vorgegangen?

Lange hat es kein Sterblicher gewußt. Erst vor drei Tagen hat er's seinem Nachbar lachend anvertraut.

„O das hat sich so gemacht" sagte er „warum nicht? Ich bin vordem immer drauf aus gewesen, auch zu sein, was Andere: reich wie die Reichsten, gewaltig wie die Mächtigsten, angesehn wie die Berühmten. Es hat mich gestachelt, getrieben, gehetzt — mit dem Kopf durch die Wand zu rennen, es auch so hoch zu bringen wie diese! — Hm. So hoch! Was ist denn aber eigentlich hoch? dacht' ich endlich. Gibt es gar Nichts, worin ich's den Reichsten und Mächtigsten auf Erden Gleich oder zuvorthun könnte? .. Schau, sieh! Ein wackerer Mensch sein — das wäre Etwas, was jeder braucht, vor Allen der Mächtige und Reiche. Ihre Geldsäcke, ihre Pferde, ihre Tafeln und Ehren kann ich nicht erringen, dacht' ich, aber ich will doch seh'n wer mir's zuvorthut: wenn ich mich als ordentlicher Mensch auf die Hinterbeine stell'! Und auf das hin hab' ich mein Bündel geschnürt und bin auf der Wanderung zur höchsten Ehre. Tüchtig Arbeit ist mein Ziegenhainer, froh Gemüth mein Schnaps, der Name: ein ordentlicher Mensch, mein Ehrgeiz. So will ich seh'n, wer mich jetzt vom Weg der Ehre drückt und mir den Rang abläuft — kein König mit vier Pferden! .."

Das ist offenbar wacker gedacht und noch viel besser gehandelt!

Leider ist nicht jeder Arme so tapfer von Gemüth. Dies wird uns gleich der nächste Fall beweisen, der sich in demselben Hause, welches jetzt der Füchtle bewohnt, vor Jahren zugetragen hat.

II.

Dunkle Stunden.

Der Wollspinner Kapphan hatte sich durch Fleiß und gute Aufführung den Namen eines ehrlichen Mannes erworben.

Er war verheirathet, hatte zwei Kinder und schien stets mit seinem Erdenloose zufrieden zu sein.

Eines Morgens saß er zu Hause und spann; sein Weib und sein ältestes Kind, ein Knabe, waren auf Arbeit gegangen, das jüngste Kind, ein Mädchen von zwei Jahren, war bei dem Vater geblieben.

Gegen zehn Uhr Morgens wurde das Kind schläfrig. Kappahn verließ seine Arbeit, trug das Kind auf seinen Armen in der Stube auf und ab, bis es schlief, dann legte er es sachte auf das Bettchen und setzte seine Arbeit wieder fort.

Gegen Mittag wurde ihm auf einmal so bange, daß er sich nicht zu lassen wußte.

Der Gedanke fiel ihm auf das Herz, ob er wohl noch mit den Seinigen auskommen werde und was für Sorgen ihrer noch warten könnten?

Nachdem er diesem Gedanken eine Weile nachgehangen, stand er auf und wollte aus der Stube gehen, um frische Luft zu schöpfen. Ueber dem Geräusche aber erwachte sein Kind; er eilte hin, hob es aus dem Bett und herzte und küßte es. Es war sein Liebling, er sagte später selbst: er habe das Kind so lieb gehabt, daß er, wenn es schlief, keine Fliege auf dessen Gesicht sehen konnte.

Jetzt fühlte er, daß seine Bangigkeit zunahm und er ging aus der Stube; das Kind folgte ihm.

Draußen wurde aber dem Vater nicht besser und er ging in die Stube zurück, wohin ihm das Kind auch wieder folgte.

Kapphan setzte sich an den Ecktisch, schlug das Gesangbuch auf und wollte sich auf diese Art trösten. Unter Vergießung vieler Thränen las er einige Lieder; aber seine Beängstigung wich nicht: er eilte wieder in das Freie und das Kind folgte ihm abermals. Allein er kehrte bald zurück, ohne von seiner Beklemmung erlös't zu sein und wiederholte die Lesung einiger Lieder.

Das Kind saß auf seinem Schooße. „Lieb' Herzchen" sprach er zu demselben — „ich kann dich nicht retten — —" und würgte es mit der rechten Hand am Halse, indem er den Vers aus einem bekannten alten Lied hersagte: „So fahr' ich hin zu Jesu Christ . . ."

Das Kind röchelte noch einmal und zog die Füße krampfhaft an sich.

Der Vater legte es entseelt auf das Bettchen, deckte es sorgfältig zu, küßte es oft und bitterlich weinend — und eilte zum Flurschütz, seine Mordthat anzugeben.

III.

Kleine Lebensgeschichte eines großen Taugenichts.

Der nächste Bewohner des Hauses war ein alter Federnhändler, der sich von seinem Ersparniß das kleine Haus, eine Kuh und ein Stück Feld dazu kaufte.

Er hatte einen Sohn, der ihm unsäglichen Kummer machte, weil er von Haushalten und Sparen durchaus nichts wissen wollte.

So lange der Alte lebte, war der leichtfertige Bursch noch kurz gehalten und mußte mit dem zufrieden sein, was ihm jener zukommen ließ; allein die Tage des alten Mannes waren endlich gezählt — eines schönen Morgens starb er und eines trüben Nachmittags wurde er begraben . . .

„Das hätten wir gehabt" sagte Hans Klepper, als er von dem Leichenbegängnisse seines Vaters nach Hause ging; er betrachtete sich das Häuschen und das Stück Feld, welches ihm der Alte hinterlassen hatte, wog das Kinn in der Hand und bemerkte: „Das hätten wir noch!"

Hierauf ging er in die Kammer, holte den drahtumflochtenen Topf herfür, nahm die paar ersparten Münzen seines Vaters heraus und ging damit in die Schänke.

„Wir haben es ja" sagte er, so oft er einschenken ließ und das Geld hinlegte; dann, als er Nichts mehr aus der Tasche zu nehmen hatte, sagte er: „Lustig!" fing mit seinem Nachbar Streit an, schrie: „Spaß muß sein" und schlug ihn unter den Tisch.

Andern Morgens stand er auf, zweifelhaft, welche Ord-

nung er in seine Arbeiten bringen solle, stellte sich zwischen seinen Acker und sein Haus und sagte: „Was zuerst?" Dann ging er zum Schulzen, sagte: „Eins nach dem Andern" verkaufte sein Feld und seine Kuh zugleich, rief: „Jetzt will ich meine Ruh auf Einem Platz genießen" und ging von einem Wirthshaus zum andern.

Als der Erlös von Feld und Kuh „verblasen" war, fragte er eines Tages: „Warum zehn Häuser auf einmal besitzen?" ging hin und verkaufte sein einziges Häuschen.

Das hielt nun auch nicht lange her.

So war denn Hans Klepper endlich wieder ohne Geld und hatte nichts zu nagen und zu beißen; jetzt wurde er sehr unwillig und rief: „So gehts, wenn man als ehrlicher Mensch nur von eigenen Mitteln leben will!" Während er diese Worte sprach, ging er am Hause Steinhards vorüber und sah einige Gänse Krautstengel fressen. „Wollt ihr mein Butterbrod lassen?" rief er, ergriff eine Gans, steckte sie unter den Rock und dachte: „Jedem sein Vogel!"

Aber er wurde ertappt und einige Tage in's Loch gesteckt.

„Aller Anfang ist schwer, sagte ein Dieb und stahl einen Ambos" erwiderte er Denen, die ihm Vorstellungen machten.

Als er wieder frei war und an Leib und Seele immer mehr herabkam, sagte er eines Tages: „Reinlichkeit ist die Hauptsache" und bestrich sich den Stiefel, wo der nackte Fuß heraussah, mit Kuhmist. Es fielen nun manche Diebstähle vor, darunter „sehr ausgezeichnete" wie die Richter sagen; Hans Klepper wurde als Thäter erkannt und strenge bestraft.

„Gewohnheit!" sagte er zum Geistlichen, der ihn bekehren wollte.

Als Klepper endlich wieder einige Tage frei herumging, aber unter polizeilicher Aufsicht stand, sagte er eines Tages: „Paßt auf!" und zündete dem Rickold das Haus über dem Kopfe an. Man fragte ihn, was ihn zu diesem Verbrechen veranlaßt habe? „Das hilft von den Mäusen" sagte er.

Er kam in's Zuchthaus, erschlug dort den Gefangenwärter und wurde zum Galgen verurtheilt — —

„Ordnung muß sein" sagte er, als er gesenkten Kopfes und mit schlotternden Beinen zur Richtstätte ging...

IV.

Arm und brav.

Es war um die Zeit, als Josef II. liebenswürdigen und rühmlichen Andenkens, seine erste Ehe mit der Prinzessin Isabella von Parma schloß. Josef war damals noch nicht Kaiser und die Wahl, welche er traf, geschah aus wahrer inniger Liebe. Die Kaiserin Maria Theresia beschloß, zur Feier dieses Bündnisses, am Vermählungstage eine Anzahl armer und durch Aufführung ausgezeichneter Mädchen mit Geldgeschenken zu erfreuen und sie zugleich an brave Männer zu verheirathen. Darum erging an mehre Aemter der Befehl, solche Mädchen in Vorschlag zu bringen, welche der beabsichtigten Auszeichnung der Kaiserin würdig wären. Dies

geschah; und bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Mädchen aus Laufen ganz besonders anempfohlen. Der Bericht lautete:

„Die Monica Balder ist siebzehn Jahre alt, von sehr armen, aber tugendhaften Eltern geboren, die unter den Einwohnern ihres Ortes ungewöhnlich geachtet sind. Diese junge Person ist vieler Eigenschaften wegen empfehlenswerth, vorzüglich aber wegen ihrer kindlichen Liebe zu ihren Eltern, einer Tugend, die sie bis zu einem rührenden und bewundernswerthen Grade treibt. Monica ist außerordentlich arbeitsam und wendet jeden Augenblick ihres Lebens dazu an, den kummervollen Zustand ihrer Familie zu lindern. Ihre Großmütter ist seit einem Jahre bettlägerig und in dieser ganzen Zeit hat Monica ihr unablässig alle nur ersinnliche Dienste geleistet und sich fast gar nicht von ihrem Bette entfernt; geschah es, so war es nur, um ihre zwei noch in der ersten Kindheit befindlichen Brüder zu pflegen und ihrer Mutter beizustehen, welche den Unterhalt für die Familie erwirbt. Ihren Vater hat sie verloren, aber ihr Großvater lebt noch, den sie auch durch ihre Arbeit mit ernähren hilft und dabei diesen kranken Greis mit derselben Sorgfalt wie ihre Großmutter wartet. Dieses Betragen und ihre natürliche Sanftmuth haben ihr in der ganzen Nachbarschaft Liebe und Hochachtung erworben. Was ihr Verdienst noch vermehrt, ist, daß sie bei einer sehr hübschen Körperbildung, die sie den Fallstricken der Verführung und den Reizungen des Vergnügens um so mehr aussetzt, sich durch ihre religiöse Gesinnung und ihr stilles Betragen dennoch gegen alle Anfechtungen stets bewahrt hat."

Nach diesem Berichte wurde die junge Monica für wür-

dig erachtet, in die Zahl der zu Belohnenden aufgenommen zu werden. Das Oberamt in Degern beeilte sich, der Glücklichen mitzutheilen, daß sie an Josef's Vermählungstage von der Kaiserin sechshundert Gulden und einen Mann erhalten solle.

Aber wie erstaunte man, als Monica mit ihrer Mutter vor das Oberamt eilte, ihre Rührung und ihren Dank ausdrückte für die Ehre, die man ihr erzeige, hierauf ihrer Mutter schluchzend um den Hals fiel und, als sie sich wieder erholt hatte, sagte:

„Sie sehen hier meine Mutter; sie ist schwächlich, oft krank und hat Nichts zu leben. Ich muß also für sie sorgen, wie auch für meine Großeltern und zwei kleine Brüder. Was würde aus ihnen Allen werden, wenn ich sie verließe! Nein, ihr Herren! Nie werde ich das thun! Ich werde immer bei meiner Mutter die Stelle des Vaters vertreten, den wir verloren haben. Deshalb begehre ich nicht zu heirathen und wir werden alle zu Gott um die Erhaltung der Kaiserin und ihres Prinzen beten!"

Der Oberamtmann suchte Monica mit aller Mühe zu einer Sinnesänderung zu bewegen; vergebens. Nun blieb nichts übrig, als den Fall an Maria Theresia zu berichten, welche sich persönlich mit dieser Angelegenheit beschäftigte. Ein Beschluß der Kaiserin ließ nicht lange auf sich warten: Monica erhielt ein Geschenk von tausend Gulden und brauchte sich nicht zu verpflichten, einen Mann zu nehmen, den man ihr geben wollte.

Als die Glückliche mit ihrer Mutter vor dem Amte er-

scheinend diese Nachricht erhielt, war die Antwort ein Strom von Thränen, wobei sie ihre Mutter umarmte.

„Dies Alles ist für Euch, liebe Mutter" rief sie „ja für Euch allein! Nun dürft Ihr nicht mehr arbeiten, wenn Ihr krank seid; dürft nicht mehr hungern, nicht mehr frieren!"

Die Mutter erwiederte: „Nein, mein Kind, was Deine Belohnung ist, muß Dein bleiben!"

Aber Monica ließ sich nicht bewegen, das Geld für sich zu nehmen; sie bat den Amtmann, ihr die tausend Gulden nützlich anzulegen und die Interessen alle Jahre ihrer Mutter auszuzahlen.

So geschah es denn auch. — Indessen starben die Großeltern und auch die Mutter bald. Monica konnte es ohne ihre Lieben nicht mehr in der Heimath und in unserm kleinen Hause, wo sie bisher gewohnt hatte, aushalten, sie zog nach Wien, wo sie früher schon einmal kurze Zeit gewesen war, brachte ihre Brüder bei Handwerkern unter und heirathete später selbst einen hübschen ehrsamen Tischler . . .

So wechselte stets in unserm kleinen Hause Gutes und Schlimmes, Heiteres und Trübes!

Wer hat recht?

Mancher ist eine schöne Monstranz
und ist kein Heiligthum drin.

Es will Abend werden; der Triefler tritt aus seinem Hause.

Der Triefler ist „ein frommer Mann;" er hört das gerne, es ist sein „Stolz." Wenn es auch in der Bibel heißt: „Geh' in dein einsames Kämmerlein und richte dein Herz im Stillen zu Gott" so denkt doch Klaus Triefler: man sollte auch öffentlich Zeugniß geben von dem, was man ist und will, darum schreitet er gerne gegen Abend mit gezogener Kapp' und gesenkten Augen in's Freie und rührt emsige Lippen. So auch heute; seine Wangen runden sich lächelnd, fettlicher Glanz des Behagens umspielt sie und vor Begierde, Gott zu gefallen, dreht er seine Zipfelmütze würgend zwischen den Fingern.

Der Fälkl begegnet ihm. „Klaus!" ruft er schon von Weitem, rückt voll gottloser Lustigkeit den Hut gegen ein Ohr, thut einen wahren Diebspfiff und sagt dann weiter: „Klaus, wohin? Wieder Audienz bei Gott dem Herrn? Geht's von der Leber? Viel auf dem Herzen?" Der Triefler zieht entsetzt seine Brauen in die Höhe macht einige Schritte

zur Flucht, hält dann inne und lächelt wieder demüthig wie zuvor, indem er sagt: „Bete, auf daß du nicht in Versuchung fallest!“

Fälkl, der einen Rechen über der Schulter hat, dreht ihn mit keck-lustigen Augen herum und erwiedert: „Muß es nicht Versuchung und Aergerniß geben? Aber ja; hast recht, Gebet ist nöthig; ich bete auch allabend. Aber Gott der Herr hat wenig Zeit für Unsereinen, da sag' ich ihm so schnell als möglich das Abc her und bitt' ihn dann: setz' dir selbst zusammen, was ich beten soll und ich nehm's als geschehen an!“ Er lachte laut auf und rief links hin nach dem nächsten Garten: „Brenner hab' ich recht oder nicht? Kann's Gott recht sein, daß ihm wer von Morgen bis Abend im Ohr liege mit Loben, Preisen, Bitten und Klagen?“

Der Brenner ist eben beschäftigt, Zaunpflöcke einzuschlagen; er scheint den Zuruf nicht sogleich gehört zu haben, führt mit dem Rücken des Beiles noch einen Streich nach dem Pflock, läßt das Beil darauf ruhen und richtet dann sein Haupt gemach empor. „Ich hör', ich hör' was ihr mit einander habt“ sagt er nach einer Pause, den Hutschirm etwas höher rückend — „Soll ich reden? Nun, den Weihrauch hast du nicht erfunden, Triesler; auch du nicht, Fälkl. Ich vermein': mit dem Beten geh's wie vor Zeiten mit dem Herrn Verwalter: Ist Einer zu ihm kommen blos mit Lob und Bitten, der ist unverrichter Sache wieder heim, das war in Wind verschlagen. Ist aber Einer zu ihm angestiegen mit einem Körbl am Arm, übervoll mit Eiern, Butter und Flügelwerk für die Küche des Verwalters, der hat wenig sagen dürfen, der Verwalter hat ihn wohl erhört. Ei seht! Mit

dem bestechlichen Verwalter hat Gott der Herr auch was gemein. Kommt Einer blos mit glatten Reden zu ihm und sagt ihm eine Schönheit um die andere, der kann sich wohl verlassen:

Von diesem Dunst
Ist viel umsunst!

Kommt aber Einer mit einem Körbl Gutthat, der darf's nur in die Küch' zur Frau Maria stellen und sagen: Schön Gruß auch an den Herrn. — Sieh' da, ein Solcher ist erhört! . . Wollt ihr mehr noch wissen? Das ist meine Meinung!"

Während dem ging die Sonne unter. Luft, Wolken und Gebirge im Westen waren Eine Gluth; eine unbeschreibliche Verklärung machte Himmel und Erde in einander schmelzen. Nicht weit von der Stelle, wo das vorige Gespräch geführt worden war, saß der Heiner auf einer Schnitzbank und schnitt Birkenäste zu Reifen. Er hatte sich bisher ein heiteres Lied um das andere vorgepfiffen, hatte von seiner Arbeit wenig aufgesehen, außer wenn ihn seine blondlockigen Kinder, die neben ihm mit den fallenden Holzkräuseln spielten, aufmerksam machten: — dies geschah im Augenblicke wieder; sein Söhnlein, ein holder Krauskopf, lachte aus irgend einem Grunde so herzlich und heftig, daß Vater Heiner nicht umhin konnte, aufzusehen und seine Hand lächelnd auf die Locken des Kleinen zu legen. Da fielen die Augen des Alten zugleich auf den glühenden Abendhimmel; die unendliche Pracht nahm sanftere Töne an, der Sang der Vögel wurde stille und in weihevolle Andacht schien die ganze Natur zu versinken. Schon fiel ein sachter Schleier des Abends um den andern nieder, die Gluth im Westen war beinah erloschen,

als der Heiner noch immer seine Hand auf dem Wirbel des Knaben, seine Augen aber unbeweglich auf dem verglimmenden Abendhimmel ruhen ließ; seine Lippen regten sich leise. Betete er? Schwerlich waren es bekannte geläufige Worte, die er sprach; aber sein Herz war vorgedrungen weit über das Abendroth hinaus in jene heilige, geheimnißvolle Ferne, wo Andacht und Sehnsucht die Gegenwart des Herrn vornehmlich suchen... War dies auch ein Gebet? War es echt? Müssen immer nur bestimmte Worte bei dem Gebete sein und dürfte auch so nicht gebetet werden ohne „ein Körbchen Gutthat" für den Herrn der Heerschaaren? .. Ei, nun wer hat recht? ...

Der Wildläufer.

In einer finstern Aprilnacht schlich eine geheimnißvolle Gestalt der Landesgrenze zu und dachte wahrscheinlich unbemerkt auf anderes Gebiet zu kommen.

Knapp am Schlagbaum wurde noch einmal stille gehalten und geprüft, ob sich der letzte Schritt auch sicher machen lasse; — es rührte und regte sich nichts; — also vorwärts — niedergeduckt und unter den Schlagbaum weggekommen —

Aber „Halt!"

Wie mit einem Zauberschlage stand der Grenzwächter da und hielt sein eisernes Instrument vor, das bekanntlich keinen Scherz versteht.

„Wer da?" rief der Wächter mit einer Stimme, die auf's deutlichste besagte: „willst Du nicht bis an den Hals in Grund und Boden geschlagen werden, so rühr' kein Glied mehr und gib Antwort!"

Was war zu thun?

Die Gestalt erwiederte also: „Ich!"

„So?" bemerkte der Wächter — „Ich! Schön gesagt. Aber was für ein Ich, er Charakter!"

„Ich-ich!" erwiederte die Gestalt nicht eben furchtsam.

Der Wächter that einen Schritt vorwärts, um das

geheimnißvolle „Ich“ an einer Ecke des Körpers zu fassen und donnerte:

„Hat Er einen Paß?“

„Baß nicht, aber Figeline (Violine)“ sagte die Gestalt ganz unbefangen.

„Figeline! — Ob er Paß habe, frag' ich!“

„Baß nicht, sag' ich, aber Figeline!“ wiederholte die Gestalt; — und nach einigen Sekunden tönte ein lustiger Ländler von den Saiten einer Violine.

Dem Grenzwächter gefiel das nicht übel; er lachte, wartete ruhig das Ende des Spieles ab, zog dann ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete ein Wachskerzchen an.

„Ich glaub' ich kenn' Dich unbeguckt“ sagte er die Gestalt beleuchtend — „doch laß' sehen!“ Er lachte laut auf — richtig! — den er vermuthet, hatte er leibhaftig vor Augen.

„Unverbesserlicher Zigeuner, Du bist schon wieder zurück?“ rief er aus.

„Warum nicht?“ erwiederte der Geiger: „Mit einem Taschengeld aus der Gemeindekasse bin ich fortgeschickt worden, mit dem Fechtsäbel, dieser Figeline da, hab' ich heimwärts mir die Bahn gehauen!“

„Ja ja“ bemerkte der Grenzwächter „es ist ein scharfes Instrument, Deine Violine da; sie hat auch diesen Schlagbaum durchgehauen. Komm herüber und geh' in Gottes Namen Deines Wegs, Blaßröthel; Du wirst eine saubere Aufnahm' finden!“

Blaßröthel antwortete nicht, nahm seine Geige unter den Arm und ging lächelnd seines Weges. Hierauf begann er ein gräuliches Wanderlied und als er weit — weit außer

Schußweite war, drehte er sich um und krähte wie ein Wetterhahn nach der Grenze zurück, wahrscheinlich dem Wächter zum Possen, der ihn eben so gnädig durchgelassen hatte . . .

Es war schon gegen elf Uhr in der Nacht. Trotzdem ging es in der Schänke des nächsten Ortes noch lebhaft genug her. Fruchthändler, Roßkämme, Fuhrleute, die nächsten Morgen nach Degern zu Markte wollten, waren zahlreich beisammen; auch an einigen Bauern fehlte es nicht. Man stritt, man sang, einige kartelten, andere besprachen Geschäfte.

Plötzlich war es als würden der ganzen Gesellschaft auf einmal Stimme und Sprache versagt.

Alles schwieg und horchte.

Vor den Fenstern der Schänke ließ sich eine Geige hören, lustig, wie besessen; — aber eh' man sich noch fragte: „Wer ist's? Wie kommt ein Musikant daher?" verstummte die Geige draußen, die Thür ward aufgestoßen — und Herr Firmian Blaßröthel trat herein.

„Mord! Donner! Keierei ohne Ende" rief er — „Glaubt ihr, daß man nur da ist, euch den Spaßvogel zu machen? Wirth! Auf Kosten Aller da, aufgetragen!"

„Blaßröthel!" riefen einige Stimmen zugleich.

„Ja, Blaßröthel" erwiederte dieser, Hut und Geige weglegend.

„Firmian Blaßröthel" riefen andere Stimmen nach.

„Ja, Firmian Blaßröthel" wiederholte dieser wohlgemuth, indem er sich in der großen raucherfüllten Wirthsstube umsah, wo er einen Liebling für den Abend finden könnte.

Er brauchte nicht lange zu suchen.

Der Wirth setzte ihm eben ein Glas Bier vor, als Blaßröthel auch sein Opfer schon erspäht hatte und ausrief:

„Ah, sieh' da! Daller! Herzens-Daller! Wir müssen heute Eins trinken miteinander, Du bezahlst's und ich begleite Dich dann; wir haben Einen Weg nach Hause!"

Alles lachte über diese feurige Zärtlichkeit; Daller aber streckte sein rechtes Bein aus, um den Lotterer sich vom Leibe zu halten und sagte:

„Zehn Knie weit — Respekt, Blaßröthel!"

Ohnehin war Daller eben aufgestanden, um nach Hause zu gehen, er schob dem Wirthe seine Zeche hin und rückte seinen Hut zurecht.

„Gut, gut, Herr Daller" erwiederte Blaßröthel — „Bin ich von der Thür' gewiesen? fortgeschickt? — Wirth —" wendete er sich zu diesem und zeigte auf das Geld, welches Daller eben auf den Tisch gelegt hatte — „da liegt mein Glas auch bezahlt; was fehlt, nimmt Herr Daller auf die Kreide; ich denk' so wird's recht und billig sein!"

Daller, als ein grundgütiger Mann bekannt, war leider schon oft genug das Opfer des frechen Geigers gewesen; er widerstand auch diesmal nicht lange und um ihn nur loszubringen, legte er verdrießlich lächelnd Blaßröthels Zeche hinzu und ging mit einem „Gut' Nacht!" von dannen.

Draußen ärgerte er sich freilich gründlich über seine unmäßige Schwäche und sagte, indem er mit langen Schritten weiter ging:

„Hab' ich diesem Lumpaze nicht schon so viele Wirthshauszechen bezahlt und baare Gulden geliehen als er

Haar' im Bocksbart hat? Und dennoch leg' ich wieder für ihn aus!"

Allein der arme Daller ahnte nicht, welches weitere Vertrauen Herr Firmian Blaßröthel heute noch, so spät in der Nacht, in seine unbegrenzte Güte setzen wollte. Denn er kam als Daller noch kaum eine Viertelstunde Wegs auf der Straße weiter geschritten war, wie aus einer Haubitze nachgeschossen, hing sich an Dallers Arm, that als ob er ein wenig angetrunken wäre und sagte, indem er hin und wieder wankte:

„Daller, Freund, Christ und Nachbar! .. Ich komm' jetzt heim und hab' auch keinen Heller im Sack' . . . Du kannst denken, was das sagen will. Meine Ehr' ist auf dem Spiel. Was wird man sagen, daß ich auswärts war und so blank wieder heimwärts komme? .. Er hat Unglück gehabt, wird man sagen . . . Gut . . . Aber die üble Nachred'? Man hofft vielleicht, daß ich dem Gemeindebeutel sein Opfer wieder erstatten werde; — die Dummheit! — Aber genug, man wird so dumm sein. Was meinst Du nun? Soll ich Schuldner bleiben? Soll ich dem Volk das Maul nicht stopfen? Ich muß, ich will, ich muß und will — und Du sollst meine Noth- und Hilfskasse sein, Du sollst mir helfen; — Interessen so hoch Du willst! — aber Du sollst mir heute noch fünfundzwanzig Gulden geben!"

Daller riß sich hocherzürnt von dem unverschämten Dränger los, ballte die Fäuste und machte sehr drohend Front gegen ihn, indem er rief:

„Was? Dir fünfundzwanzig Gulden borgen? Ja, ein paar blaue Knöpf' will ich Dir hinter die Ohren setzen, daß Du Dein Lebtag daran zu putzen hast, Du ewige Landplag'!"

„Dällerchen!" sagte Blaßröthel begütigend, indem er erst langsam wieder näher rückte, als die größte Gefahr vorüber schien — „Dällerchen!"

„Nenn' mich nicht bei Namen — warum bist Du uns wieder über'n Hals kommen, Du Schmutzfleck für das ganze Dorf — Du —"

„Schimpf' nicht, brumm' nicht. — Warum über'n Hals gekommen? Was geht mich euer Hals an? Geld will ich haben! Ehr' muß ich mir kaufen; — ich bin ausgebessert wie ein alter Wanderstiefel — aber Geld muß ich haben — — Dällerchen!"

Daller ging weiter und schwieg.

„Dällerchen!" wiederholte Blaßröthel in der That sehr zärtlich — „Dällerchen — Du kannst noch einmal auf die Kirchthüre schreiben: ich hab's mit fünfundzwanzig irdischen Gulden bewirkt, daß Blaßröthel jetzt als bußfertiger Ehrenmann hier ein und ausgeht!"

Daller schwieg noch immer und ging etwas langsamer als zuvor.

Blaßröthel versuchte nun das Aeußerste, zog seine Geige herfür und spielte neben Daller hergehend, so zärtlich als möglich.

Umsonst. „Laß Dein Geklag', Du Märzenkater — fort ich geb' Dir Nichts!" rief Daller.

Da verstummte die Geige und Blaßröthels Mund that sich auf, um so viel Spott und Schimpf und Schande auf den ehrlichen Daller loszulassen, daß dieser eine Weile seine Geduld abdankte, die Rockärmel zurückstrich — hinfuhr und den Lästerer, nachdem er ihn mit großer Meisterschaft ab-

geklopft hatte — sammt seiner „Figeline“ in den Straßengraben warf . . .

Dies sollte aber große Folgen haben.

Denn Blaßröthel lag bereits eine gute Weile im Graben und regte sich nicht; es hatte allen Anschein, daß er ein für alle Male abgethan war.

Daller, der nichts Anderes als dem Gegner die Lust benehmen wollte, seine frechen Forderungen fortzusetzen, erschrack nun arg über diese Todtenstille, blieb stehen und sagte nach einer Weile:

„Blaßröthel“ —

Keine Antwort.

„Röthelchen“ —

Keine Antwort.

„Mann — Freund — Vieh — Röthelchen . . .“

Nichts; keine Antwort, kein Athemzug, kein Lebenszeichen; — Blaßröthel schien und blieb erschlagen.

Da erfaßte den armen Daller eine unnennbare Verbrecherangst. Er stieg in den Graben, nahm den Regungslosen bei einem Flügel, rüttelte ihn und sagte mit bittender Stimme:

„Freund — Blaßröthel — willst Du mir das Aergste anthun? Ich unglücklicher Mann, wo hätt' ich Dir an's Leben wollen? Red'! Verschnauf' ein wenig und steh' auf! — Willst Du Geld, Du sollst es haben; aber stirb nicht! — Bist Du auf den Tod versessen? Steh' auf, sag' ich! Was hast Du davon, zu sterben und mich unglücklich zu machen?“

Da erhob sich ein leises Wimmern im Graben. Es wurde stärker und stärker; schwoll zu einem förmlichen Ge-

brülle an und Blaßröthel ließ sich herbei, wieder aufzuleben und zu sagen:

„Ich Krippel . . . ich zerstoßener, zerschlagener Mann . . . Mein Arm ist ab; meine zwei Füße sind ab; meine Rippen sind durch — meine Figlin ist hin — O weh, au weih, o weh!“

Daller athmete leichter.

„Das will Alles nicht viel sagen, weil Du lebst“ rief er — „Sei zufrieden, steh' auf und komm' wir gehen heim und Du sollst fünfundzwanzig Gulden haben!“

„Fünfundzwanzig Gulden? und ich soll aufstehen? Unter fünfzig Gulden nicht — ich nicht!“ schrie Blaßröthel.

„Gut, steh' auf — Du sollst fünfzig haben — aber steh' nur auf!“

Blaßröthel besann sich noch lange und wehklagte schauderhaft, dann sagte er:

„Ich steh' nicht früher auf als bis ich zwischen fünf Fingern hab' was Du versprichst — O weh!“

Daller zog seinen Beutel und gab ihn mit dem ganzen Inhalt hin.

„Da ist, was ich bei mir habe“ sagte er — „es können fünfzehn Gulden sein; das Uebrige bekommst Du morgen — aber auf! ich will Dir gehen helfen!“

„Gehen helfen?“ sagte Blaßröthel mit einem jammervollen Versuch aufzustehen — „Wenn Du mich nicht auf den Rücken nimmst und so heimbringst — muß ich liegen bleiben, ich kann nicht auf, ich kann nicht gehen! . .“

Was thut ein allzuguter Mensch nicht Alles? Daller nahm also den Blaßröthel auf den Rücken, sorgte auch, daß

weder dessen Hut noch Geige zurückblieben und schritt keuchend unter seiner Last die Straße weiter.

Im Gehen dachte er: „Das hat man davon, wenn man zu hitzig zugreift. Hätt' ich dem da hinter mir gleich gutwillig fünfzehn Gulden gegeben, er wäre auch zufrieden gewesen und ich ging' jetzt leichter heim; da bin ich aber zugefahren, hab' fünfzig Gulden Reugeld und das Kalb dazu auf meinem Rücken."

Blaßröthel war indeß behaglich und stille geworden, gab auch gar nicht zu verstehen, was er etwa denke und vorhabe; als er sich aber dem Heimathsdorf auf zwanzig Schritte nahe sah: — welch' ein Undanksteufel erfaßte ihn da! Er fing plötzlich an, den armen Daller an Ohr und Haaren zu reißen, stieß ihm als erbarmungsloser Reiter seine Fersen in die Flanken, schrie: „Hott und Hie! Willst Du Dich trollen, verdammte Mähre?" Dann sprang er herunter und rief: „O! das ist mein Dank für Deine Püffe und das Werfen in den Graben —" lachte wie toll, eilte davon und ließ den Erstaunten und vor Zorn Sprachlosen wie angewurzelt stehen . . .

Am nächsten Morgen war es bald genug bekannt, der unverbesserliche Blaßröthel sei wieder da. Der erste Gemeinderath, der etwas stark nach der frommen Seite hing, hielt es für seine Pflicht, in Sachen dieses mißrathenen Dorfbürgers eine besonders auffallende Thätigkeit zu entwickeln. Er begab sich gleich nach dem Morgenbrode zum Gemeindevorstand und rief schon an der Schwelle:

„Breiting — er ist wieder da! Es muß jetzt ein Exempel verhängt werden — ein Exempel für alle guten Christen!"

Breiting sagte:

„Ja, Frühwürth — ein Exempel und das sogleich; nur muß Blaßröthel erst gefunden sein, denn man weiß noch nicht, wohin sich der Wildgeier verstoßen hat.“ Es wurden sogleich Anstalten getroffen, den gefährlichen Ankömmling ausfindig zu machen, aber vergebens. Erst gegen Mittag, als der Knecht des ersten Gemeinderaths nach der Scheuer ging, um zwei Bund Stroh zu holen, meldete sich Blaßröthel in einer, wohl nur ihm eigenthümlichen Weise. Er streckte nämlich plötzlich den Kopf aus einem Heuhaufen und rief:

„Jogl (Jakob!) Willst Du machen, daß Du wieder 'nauskommst? Was hast Du in meiner Schlafstub' zu schaffen?“

Jakob war nicht faul, nahm einen Dreschflegel und klopfte einige Male ganz erklecklich auf die Bettdecke des ungebetenen Gastes und erwiederte: „Guten Morgen komm' ich wünschen — guten Morgen Närrle!“ Dann ging er fort und berichtete dem Gemeinderath: das Unkraut stecke unter seinem Dach.

Man ließ nun Blaßröthel in's Haus des Gemeindevorstands bringen, wo ihm vor öffentlicher Versammlung schwere Vorwürfe gemacht wurden, daß er wieder zurückgekommen und zwar auf solche Weise gekommen sei. „Was soll jetzt mit Dir werden?“ sagte der Gemeindevorstand — „soll die Hetz' — der Verdruß — Schande und Spott mit Dir von Neuem anfangen? Daheim hast Du nicht taugen und nützen wollen, drum hat Dich die Gemeinde auf ihre Kosten fortgerichtet; — nun ist das Reisegeld fort — und Du wieder hier! Sag' selbst: was ist Dein Ziel und Ende?“

„Ich bin am Ziel — 's ist meine Heimath da" sagte Blaßröthel; — „wie mein Ende sein wird, das kann Niemand wissen!"

„Sanft gewiß nicht" bemerkte der erste Gemeinderath und setzte hinzu: „Willst Du von jetzt an arbeiten wie jeder ordentliche Mensch?"

„Nein."

„Nein?" sagte der Vorstand zornig — „Du willst nicht arbeiten? nichts verdienen? Willst Dich von der Gemeinde nähren lassen?"

„Was geht euch mein Geheimniß an?" erwiederte Blaßröthel wie zuvor — „Ich werde vom Essen leben und mein Essen mit meinem Gelde zahlen!" Er riß Dallers Geldbeutel heraus, schwenkte ihn lustig in der Luft, daß es klirrte und setzte lachend hinzu:

„Ich verhoff' jetzt Ruh' zu haben, so lang' ich dem Dorf zu verdienen gebe — das Andere geht Niemand etwas an!"

Der Vorstand und die Gemeinderäthe sahen einander an, winkten dem unverbesserlichen Gemeindeübel, daß es sich vor der Hand entfernen möge und beschlossen dann, den Pfarrer gelegentlich zu Hilfe zu rufen und wo möglich mit Blaßröthel etwas Nutzbares anzufangen.

Das wollte nun freilich durchaus nicht gelingen. So lange er Geld hatte — (woher er's hatte, wußte man nicht, da sich Daller wohl hüthete, sein Abenteuer zu gestehen) — so lange er also Geld hatte, mußte man sich's gefallen lassen, daß er im Wirthshause sein Standquartier aufschlug und den Gästen theils zur Last und theils zum Ergötzen diente; als er aber anfing schuldig zu bleiben und seine alte freche Art

zu borgen hervorzusuchen, da wurden die ernstesten Berathungen im Schoße des Gemeinderaths wieder aufgenommen; man wollte sich des Menschen gründlich erwehren.

Ein Umstand kam hinzu, der die Spannung auf's Aeußerste trieb.

Blaßröthel hatte nämlich einen Sohn von vierzehn Jahren, der ihm längst abgenommen war und in einem Hofe des Dorfes als Hirtenbub verwendet wurde. Diesen Sohn brachte jetzt Blaßröthel durch Verlockung, Drohungen und Schläge dahin, daß er das Haus seines Herren verließ; es war dem saubern Vater eigentlich vor Allem zu thun, die paar Groschen Lohn des Kleinen in die Hände zu bekommen, die dann auch an Einem Abende vertrunken wurden. Dann hatte Blaßröthel in zweiter Linie den Plan mit seinem Knaben, ihn zu einem Musterbettler zu erziehen, der durch besondere Künste Mitleid erregen und Gaben erpressen sollte. Diese Umtriebe hatten freilich gerade im Heimathsdorfe keine Aussicht; darum machten sich Vater und Sohn auf den Weg und durchstreiften weit und breit das Gebirg; — der Alte ergeigte sich Etwas, wenn es ihm beliebte; der Junge stürzte gewöhnlich weinend in die Häuser und bat um aller Heiligen willen Etwas für seinen armen alten „preßhaften" Vater, der draußen im Walde liege und auf der Stelle zu Grunde gehen würde, bekäme er nicht warme Suppe, gute Mittagskost mit Nachtisch und etwas baar Geld dazu. Gelangen nun hie und da diese rohen Künste anfangs, so war doch bald der Geist des Widerstandes und Abscheu's in Hof und Hütten allgemein und der arme Sohn mußte dann schwer entgelten, wenn er oft nichts als ein schwarzes Stück Brod zur

Labung des „alten preßhaften" Papa's in den Wald mitbrachte. So konnte, durfte und sollte es nicht länger gehen; das sah Blaßröthel zu seinem Leidwesen endlich ein; — was aber weiter beginnen? Das Söhnchen war durch das neue Leben seit Wochen arg genug verwildert, daher durfte der Vater schon einen Schritt weiter gehen und ihn in's Handwerk der „langen Finger" einweihen. Er sagte daher eines Tages, als Beide hungrig und durstig, zerlumpt und von schwerem Platzregen naß im Gebüsche lagen, so zu seinem Sohne:

„Fritzl, Du siehst da augenscheinlich, daß wir so verderben, verhungern, verfaulen. Wir müssen ein anderes Geschäft anfangen. Die ganze Welt ist unser Feind. Hat nicht Groß und Klein, Alt und Jung, Herr und Bauer an sich gerissen, was auch uns gehören sollte? Nur wir sind ausgestoßen und laufen auf der abgekehrten Tenne dieser Erde so herum. Unwetter, Hunger, das Wild im Walde und Schand' und Spott sind unsere Kameraden; — leiden wir das? Was dieses Volk da schön trocken unter Dach geschleppt und gesammelt hat, als gehörte es ihm allein, das gehört auch uns — denn wir sind Alle Geschöpfe Gottes. Darum auf, Fritzl — Du wirst nicht mehr bei diesem Volke da bitten und flennen; Du wirst von heut' an gehen und holen, was ich Dir befehl' — also: wenn ich sag': der Reitelbacher hat frisch Brod gebacken, steig' durchs Kammerfenster und hol' uns einen Laib: so gehst Du, wenn's dunkel wird, gehst stolz hin und nimmst, was ich sag' — zu sehen braucht es Niemand... Oder ich sag': in Fürlen ist Markt — was hängen die Philister, die Krämer, uns zum Trotz ihre schimmernden Waa-

ren aus als hätten nur sie ein Recht daran? — geh' hin — tritt stolz unter die Menge, die vor einem Laden steht, merk' wo ein Gedräng' ist — und nimm, was Du kannst; es braucht's auch wieder Niemand zu seh'n — es ist unser wie ihrer! . ."

Dieser Unterricht wollte aber auf keinen fruchtbaren Boden fallen; denn so verwildert auch Fritzl bereits war, so sträubte sich doch sein Herz gewaltig gegen dies neue Gewerbe, einfach Diebstahl genannt; er fing daher zu weinen an und als ihn sein Vater fragte: warum er weine? erwiederte er:

„Stehlen thu' ich nicht!"

Diesen entschiedenen Widerstand hatte Blaßröthel nicht erwartet.

Er sprang wüthend auf, hob den Jungen „an beiden Flügeln" empor, ließ ihn wieder fallen, stieß ihn mit den Füßen, schleppte ihn am Hauptthaar und rief:

„Ist das Dein letzt' Wort?"

Fritzl jammerte laut auf, aber er war tapfer genug, noch einmal zu sagen:

„Ja und wenn ihr mich todt schlagt, gleich da!"

Auf dies hin fing auch der alte Barbar seine Mißhandlungen wieder von vorne an und würde sie wahrscheinlich mit einem Todtschlage geendet haben, hätte der Kleine nicht, um nur den äußersten Schmerzen zu entgehen, endlich ausgerufen:

„Schlagt mich nicht todt — ich thu's — ich thu's . . ."

Nun verschnaufte der alte Verbrecher und der Kleine lag da und schluchzte lange und bitterlich.

Da es gegen Abend ging, so stand Blaßröthel auf und sagte:

„Ich weiß, wo bei Lothringer Brod und Butter stehen; die zwei Dinge holst Du mir, ich heb' Dich, wenn's dunkler ist, durch's niedere Kammerfenster."

Es ist kein Wunder, wenn manche Nacht ihr Dunkel, als ob sie ihr Angesicht schaudernd verhüllte, dadurch noch vermehrt, daß sie den Himmel mit dichten schweren Wolken bedeckt; geschieht ja unter ihrem Schutz und Schirm so manches Verbrechen und sie kann es nicht hindern!

In dieser Nacht zwang ein Rabenvater sein einziges Kind zum einfachen Diebstahl — und leitete es so auf die Bahn aller weiteren Verbrechen, die auf diesem Wege liegen.

Die erste That gelang. Doch Dank dem Reste von Gewissen in dem Knaben: Fritzl vollbrachte den Diebstahl unter solchen Aengsten und Qualen, daß er, als Beide im nahen Walde ankamen, keinen Bissen berührte, in heftiges Weinen ausbrach und sagte:

„Das ist das erst' und letzt' Mal gewesen — ich stehl' nicht mehr! Meine todt' Mutter ist hinter mir gewesen, sie hat geschrie'n; thu's nicht — Fritzl, thu's nicht! — Ach Vater, ich geh' wieder in meinen Dienst, laßt mich fort — ich thu's nicht mehr! . ."

Diese Worte verdarben auch dem Alten, seinem Vater, den Appetit; aber statt sich die Worte zu Herzen zu nehmen, sprang er auf und wollte mit neuen Züchtigungen über den Kleinen her — diesmal freilich umsonst; denn Fritzl war flinker als sein Vater und ehe dieser ihn zu fassen im Stande war, hatte er Reißaus genommen und lief, gleichviel zu-

nächst, wohin? durch Nacht und Dunkel weiter, auf und davon . . .

Von jetzt an sah sich Blaßröthel genöthigt, den einmal ergriffenen Erwerbszweig allein, ohne Lehrjungen und Gesellen fortzusetzen; daß heißt nämlich: er glaubte sich dazu genöthigt. Denn umkehren und wie ein ordentlicher Mensch leben, schien ihm weit unmöglicher als der Schurke sein und bleiben, der er war. Er schlug also frischweg im Walde sein Hauptquartier auf, suchte sich einen Hehler für die gestohlenen Sachen — wo gäbe es derlei Helfershelfer nicht? — und hatte in Kurzem weit und breit denkwürdig aufgeräumt unter Hühnern, Gänsen, Schafen, Butterballen, Milchnäpfen, Brodlaiben, Mehlsäcken, Geldbeuteln und allerlei Hausrath wie: Ketten, Wanduhren, Eggenzähnen und Tischzeug.

Den Verdacht wußte er lange von sich ferne zu halten; doch als er endlich einige Male „im Werk" überrascht und auch dann und wann in scharfes Handgemenge verwickelt wurde, da glaubte man nicht sehr stark zu irren, wenn man gegen Blaßröthel Argwohn schöpfte; eines Tages — d. h. in einer Nacht verlor er noch dazu beim Werk seine Kappe und in einer andern Nacht, wo er versprengt wurde, blieb ihm ein Stiefel im weichen Boden stecken, so daß man nicht zu verachtende Beweise in den Händen hatte.

„Das Wild wird immer enger eingehegt" sagte er einst, unter einem Felsvorsprung im Schweis des Angesichts „sein Brod" verzehrend: „Ich muß weiter — übers Geheg' hinaus — aber wie? . ."

Er dachte lange nach.

„Ich will heim nach Laufen" sagte er halb laut vor sich

hin; — „daheim weiß noch kein Mensch, was gescheh'n ist — sie sollen mir einmal beweisen! . . Ich will eine Weil' gut thun — stille halten — bis das Jetzige verraucht ist; — dann bin ich wieder ein Mann, der was vor sich hat — Credit, Zutrau'n — einem Solchen steht noch mancher Weg offen."

Nach einigem weitern Nachdenken fuhr er fort:

„Steh' ich mit dem Vorstand wieder besser, so sag' ich eines Tags: Breiting, ich will ohne Gemeindevorschuß fort. Laßt mich. Aber ich muß einen Paß haben! . . Den muß er geben — heißt: zur Stelle schaffen, dann geh' ich . . . Es ist auch wahr: daheim hat Unsereins dann Nichts mehr zu schaffen! . ."

Anderen Tages war Blaßröthel ziemlich wohlgemuth auf dem Wege nach Hause. Nur bedauerte er jetzt recht sehr, daß er seine Geige „verwettert" hatte; sie war nämlich an einem sehr heißen Julitage zum Opfer gefallen, indem er sie, um seinen Durst nicht mit der „Strafe Gottes" — bloßem Wasser nämlich — löschen zu müssen, verkaufte.

Beim Heimmarsch vermißte er sie schmerzlich; sie war es immer gewesen, welche ihm zuletzt — „wenn alle Stricke rissen" — noch ein Herz mitleidig stimmte; — jetzt war er allein und blieb auf sein Aussehen und seine guten Worte angewiesen. Das war weniger als wenig. . .

Der erste Mensch, welcher dem Heimkehrenden, da er aus der heimathlichen Waldung trat, zu Gesichte kam, das war — sein kleiner Sohn, der auf einem Felde die Heerde seines vorigen Hausherrn hüthete.

„So?" dachte er — „Ist das Bürschle da? Gut."

Er beschloß auf ihn zuzugehen und freundlich mit ihm

zu thun, denn er mußte vor Allem wissen, was der „Teufelsjunge" von ihm ausgeplaudert habe?

„Nun, Fritzl?" sagte er zu dem Knaben, der zu Tode erschrack, seinen Vater plötzlich vor sich zu sehen — „Nun, Fritzl? — Erschrick' nur nicht — i ch bin's — Dein guter Vater!"

Fritz stand und starrte ihn an.

„Ich bin wieder da" fuhr Blaßröthel fort — „verwundere Dich nicht, mein Kind — ich bin da, um da zu bleiben — und was alte vergangene Dinge angeht — vergiß sie — so was wird nicht wieder geschehen, Du weißt ja, was ich meine."

Fritzl trat einen Schritt zurück als verstehe er doch nicht recht, was der Vater meine.

„Ich hätt' aber nun vor Allem gern gewußt" begann Blaßröthel wieder — „was Du denn eigentlich im Dorf gegen Deinen Vater gesagt hast, Fritzl — darf ich's wissen? Was hast Du gesagt?"

„Nichts, Vater — als: ich hab' nicht länger mit Euch betteln wollen —" erwiederte Fritz noch weiter zurückweichend.

„So? So? Weiter Nichts, dummer Bub? Hast Du nicht mehr zur Ehre deines Vaters gewußt?"

„Nein, Vater" sagte Fritz und machte Miene davonzulaufen.

„Bleib, bleib!" beschwichtigte Blaßröthel den Jungen jetzt — „Es ist ja gut, gut, was Du sagst: ich habe nur gar gemeint, Du hättest von Mord und Diebstahl geplaudert — und das — verfluchter Junge! — hätte Dich alle Haare, Zähne, Glieder mitsammt dem Leben gekostet! . . Hör' . . "

Er trat dem Knaben näher und weil dieser immer noch scheu zurückwich, so machte er plötzlich einen Satz auf ihn zu wie ein Tiger, faßte ihn am Hemdkragen und sagte:

„Willst Du Stand halten, Ausbund von Jungen? .. Hör', sag ich — ich will in's Dorf zurück — ich will da wieder bleiben, leben, zu essen und trinken haben — und will auch arbeiten wie Einer ... Aber damit ich das kann, muß ich Dich mit mir nehmen — ja Dich! — Komm' also jetzt mit — Du mußt bei mir sein, wenn ich Einzug halte — wirst schon erfahren, warum."

Fritz fing zu weinen an und sagte:

„Wie soll ich von der Heerde weg? Ich muß bei meiner Heerde bleiben!"

„Mußt Du? So? Küh' und Kälber sind Dir mehr werth als Dein Vater?"

„Das Vieh verlauft! Ich verlier' den Dienst —"

„Verlierst den Dienst?" erwiederte der Vater, das unglückliche Kind zu Boden werfend — „So? Verlierst den Dienst? — Ich frag' noch einmal: willst Du mit oder sterben?"

„Sterben! Sterben!" rief der Kleine.

„Sterben? Gut — so willst Du eher sterben?"

„Ja!"

Und es fielen Schläge auf das arme Kind, daß es kaum einem Zweifel unterlag, es würde schließlich auf dem Platze bleiben. Da wurde der Trieb zum Leben wieder mächtig und der Schmerz so groß, daß der Kleine zu bitten anfing und zu folgen versprach.

Sie gingen nun dem Dorfe zu.

Fritz sah alle zehn Schritte weinend nach der Heerde, Blaßröthel aber stierte trutziglich nach Laufen hin und sprach kein Wort.

Sie kamen an's erste Haus, da sagte Blaßröthel:

„Wir wollen hintenherum. Wir wollen grade in's Haus des Gemeindevorstands."

Sie schlugen einen kleinen Hohlweg ein, gingen durch die Gärten und standen endlich unbemerkt hinter der Scheune des Vorstands.

Jetzt zog Vater Blaßröthel einen Strick aus der Tasche, der mit einer sehr kunstgerechten Schlinge versehen war, und sagte:

„Hörst Du mich?"

„Ja, Vater!"

„Gut."

Blaßröthel knüpfte das eine Ende des Stricks an einen Baumast, ließ die Schlinge bis auf eine gewisse Höhe herabhängen und fuhr fort:

„Verstanden? . . Ich will jetzt da in diese Schlinge meinen Kopf stecken und die Schlinge dann ein wenig zuziehen lassen, bis ich etwas blau und roth werde; — ist das geschehen — hörst Du? — So schreist Du wie am Spieße: Hilfe! Hilfe! Nimmst das Messer da — nimm's! — und schneid'st den Strick ab, damit ich nicht erstické!"

Der Knabe war starr und nahm sprachlos das Messer in die Hand.

Blaßröthel fuhr ganz ruhig fort: „Ist der Strick abgeschnitten, so laufst Du, was Du kannst zum Vorstand hinein — schrei'st immer ärger Hilfe! Hilfe! und wenn man

Dich fragt: was es gäbe? so sag', ich hätt' aus Reu und Leid mich hier aufhängen wollen, Du seist dazugekommen, hättest mich noch zeitig abgeschnitten — und bätest um Gottes willen, man möchte mich nicht verstoßen und wieder in Guten aufnehmen; — ich würde gut thun endlich — ja, es wäre mir Ernst!"

Da der Knabe vor Verwirrung noch immer nichts sagte, so rief Blaßröthel zornig: „Willst Du das thun?"

Ein bebendes „Ja" rang sich über des Knaben Lippen.

„Nun gut — frisch an's Werk" sagte Blaßröthel — warf sich die Schlinge um den Hals und setzte hinzu: „Du reichst gerade bis über meinen Kopf, wenn ich niederduck' — schneid' schnell und gut, wenn ich zum Zeichen mit dem Kopf Dir nick' — und nun denn — geb' Acht — paß auf — So — so — so . . . ."

Blaßröthel senkte die Kniee, die Schlinge zog rasch zusammen, Blaßröthel bekam ein purpurnes — blaues Gesicht — er schnaufte — nickte — nickte; — die Augen schossen schrecklich aus den Höhlen — — da — —

Furchtbar . . . Indem der Knabe zu Hilfe springen wollte, nahm das Gesicht des Vaters plötzlich einen der Art gräßlichen Ausdruck an, daß dem Kleinen alle Kraft entfloh und das Messer entfiel; — statt den Strick rechtzeitig abzuschneiden, ergriff er wie vor einem Gespenste die Flucht, stürzte in den Hof des Gemeindevorstands und fiel mit dem Rufe: „Hilfe! Hilfe!" bewußtlos hin . . .

Als der Knabe wieder erwachte, geschah es nur, um seinen Vater nicht mehr lebend zu erblicken . . . Ein Dämon hatte ihm den schauderhaften Gedanken eingegeben, sich zum

Scheine zum Selbstmord anzuschicken; aber ein Racheengel lähmte seines Kindes Hand, die retten sollte und entwand die gern bereite Hilfe . . . So nahm ein Mensch, der wider die Natur gelebt, ein sehr natürlich Ende und bestätigte den Satz:

„Kein Zweifel, viele Dinge rächen sich
„Schon hier . . .“

Blaßröthel war eine jener unverbesserlichen Gestalten die, von Natur oft sehr begabt, von Jugend auf schon außerhalb der Lebensordnung treiben und durch Nichts bewogen werden sich zum Besseren zu wenden. Manches Dorf und manche Stadt kennt diese Gestalten; „Wildläufer“ nennt man sie in mancher Gegend; der Name trifft auch hier.

Die Macht des Augenblicks.

Man läßt es sich bekanntlich in neuerer Zeit wieder sehr angelegen sein, den Teufel nicht blos in der Idee, sondern auch in leibhaftiger Gestalt unter die Menschen zurückzuführen. Er soll ein Schreckbild werden, dem die Uebel der Erde viel zu danken haben, ein Sündenbock, der alle Vergehen heimlich selbst einrühre und eben darum auch einen großen Theil derselben zu verantworten habe. Wir überlassen Jedem sich darüber seine eigenen Gedanken zu machen und bemerken nur der Warnung halber, daß, indem man alle Furcht und Wachsamkeit gegen diesen Erzfeind richtet, gerade die gefährlichsten Stellen nicht außer Acht gelassen werden, auf welchen der Teufel wie auf seinen Etappenstraßen die Sünden der Welt regimenterweise unter die Menschen treibt: das sind die Schwächen und Leidenschaften des menschlichen Herzens. Nicht gehörig bewacht oder geleitet sind sie sogar die besten Vertreter des Teufels auf Erden und ersparen ihm die Mühe, in eigener gehörnter Person in unserm Jammerthale zu erscheinen. Die tägliche Erfahrung ist voll von dieser Wahr-

heit und wer sich besonders eindringlich davon überzeugen will, der möge nur in den ersten besten Gerichtsakten lesen.

So steht auch wahrscheinlich die folgende Geschichte mit rothen Buchstaben als ein Sieg im Tagebuch des hohen Unterirdischen, ohne daß er sich genöthigt gesehen, in höchst eigener Person sich heraufzubemühen und seine Hand im Spiel zu haben.

Susanne Hadig war das einzige Kind eines wohlhabenden Landmanns; sie war von Gestalt wohlgebildet, achtzehn Sommer alt und etwas lebhaften Blutes. Da ihr eine hübsche Erbschaft in Aussicht stand, so bewarben sich viele Bursche um ihre Gunst. Allein man sah gar bald, daß sie den Sohn eines Nachbars, Anton Scherding, sichtlich allen Anderen vorzog. Scherding machte ihren Tänzer in der Schenke, ihren Begleiter bei Kirch- und Spaziergängen; auch durch Susannens Kammerfenster soll er von Zeit zu Zeit den Weg zu ihr gefunden haben.

Doch Susannens Eltern stimmten nicht zu dieser Wahl. Sie untersagten vielmehr plötzlich und auf's Strengste ihrer Tochter allen Umgang mit Anton und zwangen sie endlich, einen Schmied aus dem Nachbarort zu nehmen.

Die Heirath schlug fehl. Der vor der Hochzeit schon unwillkommene Mann wurde nach der Hochzeit Susannen vollends verhaßt. Alltäglich zankte sie mit ihm; was sie wußte und konnte, that sie ihm zum Possen; — dabei setzte sie unter der Hand den vertrauten Umgang mit ihrem früheren Liebhaber fort.

Ziemlich lange nahm die Geduld des Ehmanns all diese Beleidigungen hin, endlich ermüdete sie.

Der Schmied verlangte jetzt mit Ernst und Strenge ein vernünftiges Betragen, Nachgiebigkeit und Ruhe; als diese Forderung jedoch wieder fruchtlos blieb, so nahm er zur Schmiederhetorik seine Zuflucht und ließ die Unfolgsame fühlen, wie schwer unter Umständen seine Hand sein könne.

Dieses wollte der Verwöhnten natürlich am allerwenigsten gefallen. Sie lief daher zu ihren Eltern und erzählte ihnen wehklagend, welchen Mißhandlungen sie ausgesetzt gewesen; die Eltern aber versicherten: nach Allem, was sie wüßten, sei ihr recht geschehen!

Auf diese Weise ohne Hoffnung auf Unterstützung kroch Susanne jetzt dem Scheine nach zum Kreuz; in der Tiefe ihres Herzens aber beschloß sie Rache, Rache — und über die Mittel zu derselben wollte sie keineswegs bedenklich sein.

Bei der nächsten heimlichen Zusammenkunft mit ihrem Buhlen erklärte sie geradezu: sie halte es nicht länger mit ihrem Wüthrich aus; Anton müsse ihr aus dieser Lage helfen oder er habe es niemals gut mit ihr gemeint.

Anton erwiederte etwas verlegen: das sei wohl schön und gut, aber er wisse nicht recht was da zu machen sei; — was *sie* wohl meine?

„Was *ich* wohl meine?“ rief sie heftig — „Ich meine — ja ich meine daß Du mir — *von meinem Mann verhelfen mußt!*“

Anton stutzte gewaltig bei dieser Rede und meinte, das Ding sei sehr schwer, wo nicht unmöglich auszuführen. Aber sie erwiederte: Das sei es nicht und sie würde ihm, bis er wieder komme auseinander setzen, was zu thun und was zu lassen sei; für heute solle er nur bedenken, wie sehr sein

Nutzen hier mit dem ihrigen zusammenfalle: denn sei der Wüthrich weggeschafft, so sei ihre Hand ihm sicher und diese Hand habe jetzt ein doppeltes Vermögen zu vergeben.

Anton bat, ihn die Sache überlegen zu lassen und entfernte sich; doch als er am folgenden Abend wieder kam, war sein Herz noch keineswegs im Reinen; er fragte daher mit trüber Stirne die Versucherin:

„Susanne, nun da bin ich; — was hast Du mir zu rathen?"

Uebermorgen, sagte sie, sei Sonntag und zugleich der Namenstag ihres Vaters. Es sei zuverlässig, daß sie dann mit ihrem Manne in's elterliche Haus gehen werde. Inmittelst wolle sie sich zwingen, ihrem „Martermännle" schön zu thun und ihn bitten und bewegen, daß er sie den Abend in die Schenke führe. Dort wolle sie mit ihm bleiben bis elf Uhr. Wenn sie nun heimgingen, führe sie ihr Weg bei einem Teiche zwischen Weiden hin, wo es am Tage schon düster, des Nachts gewißlich völlig dunkel und einsam sei. Hier solle Anton passen. Zum Zeichen, daß *sie* es wären und daß sonst Niemand des Wegs mit ihnen komme, wolle sie von Weitem schon ein Liedchen trällern; dann solle er rasch hervorspringen, ihrem Manne einen Strick über den Kopf werfen oder ihn mit einem Beilschlag niederschmettern; — den Betäubten hierauf gänzlich aus der Welt zu schaffen, dazu würde ihre eigene Hilfe auch zur Hand sein . . . Nach diesen Worten fiel sie ihrem Liebhaber um den Hals, wies ihm die Merkmale der, wie sie vorgab, seinetwegen erhaltenen Schläge, streichelte, herzte ihn und weinte ihm auch weidlich vor. Da widerstand der Bursche denn nicht länger, gelobte

mit Hand und Mund: das Uebel abzuthun d. h. den Ehemann um Mitternacht des nächsten Sonntags aus der Welt zu schaffen. Zur Vermeidung alles Argwohns wollte man den Todten dann berauben, seine Mörderin, absichtlich blutig geritzt, sollte in die nächsten Häuser eilen, allda „Räuber und Mörder!" schreien und die Leute zu Hilfe rufen, wo keine mehr möglich sei.

So schied man von einander.

Aber kaum war Anton wieder allein, kaum fing er an genauer zu überlegen, was er versprochen hatte, als ihm auch Bedenklichkeiten die Menge auf's Herz fielen.

Der Schmied war ein großer, sehr starker Mann; wie nun, wenn in der Dunkelheit der erste Schlag nach ihm fehlginge; wenn der Schmied, rasch gefaßt, nun über den Angreifer selbst herfiele; wenn er durch die genossenen Getränke am Abend sich eher gestärkt als geschwächt fühlte und nach Hilfe rufend Leute herbeilockte? Dies Alles war möglich, in Antons Kopfe auch bald wahrscheinlich. In Folge dieser Sorge trieb er sich den ganzen Sonnabend tiefsinning umher und beschloß am folgenden Sonntag Morgens einen Gehülfen anzuwerben.

Er hatte einen Bruder, Georg mit Namen, der einige Jahre älter und Knecht auf einem benachbarten Meierhofe war; ein guter, ehrlicher Bursche, der mit Bruder Anton stets im besten Einvernehmen gelebt, um seine Liebschaft mit Susannen gewußt und auch die Fortdauer ihres Umgangs geahnt hatte, ohne sich irgendwie in die Sache zu mischen. Zu diesem ging jetzt Anton, vertraute ihm haarklein Alles

und schloß mit der Bitte: heute Abends seinen Begleiter und Beistand zu machen.

Aber mit Abscheu verwarf Georg einen solchen Vorschlag. Auf das Wärmste sich ereifernd drang er vielmehr in seinen Bruder, das Unternehmen selber aufzugeben. Das Wenigste, sagte er, komme hier auf die Gefahr dabei an; er entsetze sich namentlich vor der Abscheulichkeit eines solchen Verbrechens; ein Weib aber, das mit solchen Vorsätzen umgehe, sei weder der Hilfe noch Liebe eines Mannes werth. „Und gesetzt" rief er endlich „Du vollbringst die That und wirst auf Erden nicht als Schuldiger entdeckt: wo willst Du vor dem Elend Deines Gewissens Zuflucht finden?" Das und vieles Andere stellte Georg mit grellen Farben seinem Bruder vor Augen und ließ nicht eher ab als bis ihm dieser in die Hand gelobte: seinem Anschlag ernstlich zu entsagen.

Anton schien gerührt und so schieden Beide.

Gleichwohl traute Georg nicht ganz.

Sonntags nach dem Abendessen, als er seine Arbeit verrichtet hatte, erbat er sich von seinem Dienstherrn Frist, ein Stündchen wegzugehen und eilte in das väterliche Haus. Anton war nicht da. Georg sah in der Schenke nach; — Anton war hier ebenso wenig.

„Ah, was gilt's" dachte er „mein Bruder ist seinem Wort nicht treu geblieben, er lauert am Teiche!" Er verlor keinen Augenblick und eilte hin.

Sein Argwohn war leider nur zu gegründet. Anton stand hinter einer der Weiden am Teich, mit Strick und Beil bewaffnet.

Jetzt wandte Georg noch einmal alle Beredsamkeit an,

den Bruder zur Rückkehr zu bewegen. Da er wohl sah, daß Antons Gewissen, durch Eigennutz und Leidenschaft verblendet, sich über Strafbarkeit der That hinwegsetze, so suchte er ihn durch die Vorstellung zu schrecken, daß der Mord unmöglich unentdeckt bleiben könne. Ja, er schwur hoch und theuer, daß er selber ohne Verweilen zum Richter gehen und durch seine Anzeige dem Bubenstück zuvorkommen wolle.

Diese letzte Drohung wirkte; Anton entschloß sich mitzugehen.

Aber nachdem er kaum einige Schritte fortgegangen, schlug es auf dem Thurme der nahen Stadt elf Uhr. Anton blieb stehen, um, wie er sagte, zu zählen, wie viele Schläge es mache; — da hörte er auch schon die unglückselige Losung — hörte singen und erkannte alsbald Susannens Stimme.

Jetzt war der Rasende nicht mehr zu halten; er machte sich mit Blitzesschnelle von dem Bruder los und stürzte auf den Ort zu, woher die Töne des Liedes kamen.

Erschrocken und verwirrt stand Georg nun einige Augenblicke wie gebannt da. Was sollte er thun? Dem Wüthenden nacheilen, ihn rufen — seinen eigenen Bruder verrathen? Oder seines Weges heimkehren und Alles gehen lassen wie es gehe? Die Lage war peinvoll, aber was folgte, sollte noch peinvoller werden.

Denn plötzlich hörte Georg ein dumpfes Getöse, rasch darauf einen schweren Fall und Antons durchdringenden Ruf: „Um Gotteswillen, Hilfe! Bruder, Hilfe! Er bringt mich um!“

Hier verließ Georgen alle Fassung. Ohne recht zu wissen,

was er thun wolle, flog er zu der Schreckensstelle, erblickte, so viel es die Dunkelheit erkennen ließ, zwei Männer, die auf dem Erdboden lagen und mit einander rangen — „Bruder hilf mir, rette mein Leben" röchelte Anton noch einmal, den der stärkere Schmied unter sich gebracht hatte.

Georg stand mit leeren Händen da — nicht einmal einen Stock hatte er bei sich — des Bruders Jammerruf drang ihm tief zu Herzen; — in diesem Augenblicke sah er das Beil, welches seinem Bruder entfallen war, rasch griff er darnach und führte einen so gewaltigen Streich nach dem Haupte des Schmiedes, daß der Unglückliche sofort mit dem Rufe: „O Jesus und Maria!" seinen Geist aufgab . . .

Alles dies war das Werk einiger gräßlicher Augenblicke. Anton wand sich unter dem Sterbenden hervor und würgte ihn so lange, bis er kein Lebenszeichen spürte; dann richtete er sich empor und versuchte seinen Bruder durch Zuspruch zu ermuthigen. Georg aber hatte kein Ohr mehr für die Worte eines solchen Bruders; die ganze furchtbare Schwere seiner That stürzte über sein Gewissen her und ohne einen Augenblick länger zu verziehen warf er das Werkzeug des Mordes weit von sich und floh querfeldein über Aecker, Steine und Gräben seiner Heimath zu; — Anton folgte ihm nach einer Weile mit gleicher Hast; kaum war er jetzt sich selbst so gegenwärtig, daß er das weggeworfene Beil noch aufhob; — an eine Beraubung des Ermordeten dachte er nun gar nicht mehr.

Und die freche Anstifterin dieses ganzen Unheils? wo war sie? wo ihre Hilfe? wo ihr Beispiel von Muth?

Sie war trotz des kalten Blutes, womit sie den Plan der Schandthat entworfen, trotz der Genauigkeit, womit sie

ihn anfangs befolgte, nachher doch gewaltig von ihrer Rolle abgewichen. Schon an dem kleinen an sich unbedeutend erscheinenden Umstande, daß der Angriff nicht, wie verabredet worden, hinterrücks, sondern von vorne geschah, scheiterte ihre Fassung. Als sie nun vollends sah, daß der erste Streich ihres Buhlen nicht genugsam wirke, daß ihr entschlossener Mann sogar den Angreifenden packe und werfe, da entsank ihr aller Muth, die Hand mit anzulegen. Sie ergriff die Flucht und schrie so ängstlich: „Hilfe! Hilfe!" als ob sie dieselbe wirklich wünschte. Zwar faßte sie sich in ziemlicher Entfernung wieder, blieb stehen, horchte, erkannte Antons Stimme und schöpfte neue Hoffnung; aber umzukehren wagte sie dennoch nicht, weiteren Lärm zu schlagen noch weniger. Sie wanderte vielmehr geradezu nach Hause, legte sich so unbefangen zu Bette, als habe sie nichts mehr zu besorgen, zu verantworten; sie schlief auch nach wenigen Minuten ruhig und fest ein . . .

Als man am nächsten Morgen den Leichnam des Schmiedes fand und die Gewaltthat erkannte, welche mit ihm vorgenommen worden, fiel der erste Verdacht natürlich auf Susannen. Sie war mit ihrem Manne ausgegangen, war ohne ihn zurückgekehrt und hatte, wie man wohl wußte, früher oft mit ihnen in Zank und Streit gelebt.

Susanne ward also verhaftet, leugnete ein paar Stunden lang Alles und gestand sodann — was sie wußte. Die Mitschuld Georg's war ihr fremd geblieben; diese erfuhr man erst bei Antons Gefangensetzung und erstem Verhör.

Als der Unglückliche die Gerichtspersonen in das Haus seines Dienstherrn treten sah, ging er ihnen selbst entgegen

und gestand ungefragt mit Thränen des heftigsten Schmerzes, was sie wissen wollten.

Gern hätten die Richter im Verfolge des Prozesses das Schicksal dieses Unglücklichen gemildert, doch der Buchstabe des Gesetzes war allzuklar dagegen. Es wurden ihm acht Jahre harten Gefängnisses, der Ehebrecherin aber dreißig und ihrem Buhlen und Mitschuldigen fünfzehn Jahre zuerkannt.

Hausweisheit.

Gott, der alle 7 Wochentag' für uns wohlthätig ist,
Gibt ja 7fach heil'ge Gnad',
Segen sei diesem Haus Nr. 7 vom Herrn Christ,
Der die 7 Siegel für uns eröffnet hat,
Und welchen einst die großen 7 Lichter hell umgaben,
Und den auch die 7 Geister heilig gepriesen haben.

Diese Inschrift steht über der Thür des Hauses Numero 7 und führt uns gleich eine Eigenthümlichkeit desselben vor, welche vor Zeiten fast jedem Bauernhofe eigen war, jetzt aber selten mehr gefunden wird: Haus Numero 7 nämlich ist mit Inschriften aller Art an Außenwänden wie im Innern geziert. Diese löbliche Sitte schreibt sich von dem wackeren Stammvater der Familie her, welcher das Haus gebaut und über die Hausthüre gleich den obigen Spruch gesetzt hat. So lang er lebte fuhr er fort, besondere Umstände und gute Einfälle in Reime zu bringen oder durch vorhandene Reime zu bezeichnen und sie an passende Stellen des Hauses zu setzen. So stammt auch noch ein zweiter Bauspruch von ihm, gleich unter dem obigen:

Wo Gott nicht gibt zum Haus sein Gunst,
Da ist doch unser Bau'n umsunst.

So ist auch der folgende fromme Wunsch über dem Scheuerthore sein Werk:

Verleihe Gott uns Deinen Segen
Und sei mit Deiner Gnad' zugegen,
Von Dir kommt jede gute Gab',
Beschütze uns und unser Hab'.

Und unter die Schwarzwälder Uhr ließ er setzen:

So geht die Zeit
Zur Ewigkeit.

Schon bei Lebzeiten, besonders aber auf dem Sterbebette wies er seinen Sohn und Nachfolger auf die ehrsame Haussitte hin und forderte das Versprechen, daß dieselbe in seinem Sinne fortgeführt werde; nur bedung er noch ausdrücklich, es möge nicht zu viel und nichts Unebenes oder Sittenloses „dargesetzt" werden, ferner: es möge jeder Nachfolger seinen Sohn in derselben Pflicht unterweisen, denn es könne nicht Jeder das Haus bauen und verschönern, aber zieren und reinigen durch Segen und Sprüche könne es ein Jeder; das Elternhaus verdiene Solches und werde Einem erst recht von Grund aus lieb, wenn man ihm selbst ein Spruchblümlein auf den Hut gesteckt habe.

Dieser Wunsch und Auftrag des wackeren Stammvaters ist seitdem brav erfüllt worden und jeder folgende Besitzer hat wenigstens Ein Sinnsprüchlein am Haus oder an den Nebengebäuden angebracht.

So kam es, daß wir jetzt auf dem Hause Numero 7 eine hübsche Sammlung solcher Sprüche finden, von denen einige hier stehen mögen.

Wer z. B. in dem sogenannten „Gedankenwinkel" am großen Ecktisch in der Stube sitzt, der hat gerade vor sich auf der Wand den Spruch vor Augen:

Man lebet so dahin und nimmt es nicht in Acht,
Wie jeder Augenblick das Leben kürzer macht.

Ueber dem großen Kachelofen steht:

Wenn Haß und Neid
Brennten wie Feuer,
Dann wär' das Holz zur Zeit
Nicht gar so theuer.

Einer der Besitzer des Hofes hatte eine Schänke errichtet, ließ draußen zwischen zwei Fenstern an der Hauptwand des Hauses die Wanderung Jesus mit seinen Jüngern nach Emaus abbilden und darunter setzen:

Laßt uns hier bleiben, es wird Abend und der Tag hat sich geneigt.

Der Nachfolger des Obigen war eine borstige Natur, schaffte das Wirthsgeschäft seiner vielen Streitigkeiten halber wieder ab und vermehrte die Hausinschriften nur um Eine: sie steht auf der äußeren Stallwand in der Gegend der Traufe und lautet:

Ich achte meine Hasser
Gleichwie das Regenwasser,
Das von den Dächern träuft.

Diesen Hausbesitzer traf bald das Unglück, daß er in der Nähe der Einfahrt unter die Räder seines Wagens gerieth und auf der Stelle todt blieb. Sein Sohn ließ eine Martersäule errichten mit der Inschrift:

O Wandersmann, betracht' wie kurz das Menschenleben
Und sieh' wie unverhofft ich hab' mein Geist aufgeben;
Drum denke stets an Tod, sonst mußt Du es beweinen,
Du mußt auch einst wie ich vor Gott's Gericht erscheinen.

Als der gegenwärtige Besitzer zu Haus und Hof kam, da schien er seiner Familienpflicht, eine Inschrift anzubringen, ganz enthoben zu sein; denn Außen- und Innenwände, Thüren, Treppen, Getreideböden, Stallungen, Küche und Backofen waren bereits mit sinnigen Sprüchen bedeckt. Er überließ es daher dem Zufalle, ob er noch eine Stelle finden und einen nutzbaren Spruch in Anwendung bringen könne.

Da traf es sich, daß er mit seinem Nachbar über den Besitz eines großen Nußbaumes, der zwischen ihrer Gemarkung stand, in Prozeß gerieth und sich von seiner Leidenschaft förmlich kopflos dahinreißen ließ; er opferte dem Prozesse große Summen und gerieth in namhafte Schulden. Es ging ihm wie den Spielern, denen die Sehnsucht zu gewinnen in eben dem Maße wächst als Verluste auf Verluste folgen.

Noch schwebte der Prozeß und die Advokaten steckten ruhig eine Summe um die andere ein (sie nahmen auch Eier, Butter, Schmalz, selbst Kälber und in Ermanglung baaren Geldes ein paar Kühe) als eines Tages ein furchtbares Gewitter herauf zog, einen sausenden Blitz nach dem Nußbaum

schleuderte, ihn genau in zwei Hälften spaltete — und jedem der streitenden Nachbarn seine Hälfte rechts und links auf den Acker legte.

Da hatten sie's!

Für viele Hunderte von Gulden — zuletzt eine Klafter Holz und unreife Nüsse!

Das ging denn auch beiden Nachbarn Nr. 7 und 8 sehr zu Herzen; sie versöhnten sich, um in Gemeinschaft sich hinter den Ohren zu kratzen und auf die Advokaten himmelschreiend zu schimpfen. Aber was half's? Das Geld war fort und Jeder hatte seine ehrliche Hälfte vom Nußbaum!

Da entschloß sich der Besitzer von Nr. 7 doch, einen Spruch zu ersinnen; die Stelle dafür war auch bald gefunden und da lies't man jetzt auf dem Thorbogen der Einfahrt in den Hof:

Geht der Teufel mit einem Prozeß in's Haus — kein Zweifel,
So geht das Haus auch bald mit dem Prozeß zum Teufel!

Klärchen.

I.

Es gibt Menschen, die haben einen geweihten Kopf und gesegnete Hände. Was sie denken, ist gut und was sie unternehmen, gelingt ihnen. Wenn Etwas mit dem Glücke, das ihnen auf allen Wegen folgt, verglichen werden kann, so ist es die heitere Zuversicht, mit der sie ein Unternehmen beginnen.

Zu diesen Menschen, die man einfach praktische Menschen zu nennen pflegt, gehörte auch Julius Ächtermann.

Er war der Sohn eines Gastwirths in Degern, einem wohlhabenden Städtchen am Fuße des Gebirges.

Schon von Jugend auf zum Nachfolger im Geschäfte seines Vaters bestimmt, war Julius bis zu seinem siebenzehnten Jahre in dem elterlichen Hause festgehalten, um handsame Dienste zu leisten in Allem, was zu seinem Berufe nothwendig war; dann aber, als ihm die heimathlichen Geschäfte durchaus geläufig waren, beschloß sein Vater, ihm ein Auge zu verschaffen für die Welt und deren Geschäfte im Großen, ließ ihn sein Bündelchen schnüren und zwei Jahre

auf die Wanderung gehen. Julius Ächtermann schlug ohne Bedenken die Straße nach der Hauptstadt ein und benützte die zwei Jahre seines Aufenthaltes daselbst so gut, daß er nicht nur an trefflicher Umsicht in Geschäften, sondern auch an Läuterung des Charakters und an vielen nützlichen Kenntnissen gewann.

Noch vor Ablauf des zweiten Wanderjahres geschah es, daß sein Vater, plötzlich vom Schlage gerührt, von diesem Leben Abschied nahm und seinem schon fünf Jahre früher verstorbenen Weibe in's Jenseits folgte. Julius Ächtermann und seine Schwester erbten nun Haus und Geschäft in Degern nebst einem kleinen ersparten Kapitale.

Jedermann dachte nun, Julius werde ohne Verweilen aus der Hauptstadt nach Hause eilen und die elterlichen Geschäfte übernehmen; allein er schien sich zu bedenken, dieser schnellen Wendung der Dinge zu folgen; er ließ die Schwester welche von den Geschäften selber gründliche Kenntniß hatte, einige Zeit seine Stelle vertreten und als er erfuhr, daß sie sich mit dem Sohne eines nachbarlichen Wirthes versprochen habe, übergab er ihr gegen billige Entschädigung den Hof und die Geschäfte des Vaters ganz.

Kein Mensch dachte nun daran, daß Julius Ächtermann die Hauptstadt jemals wieder verlassen werde; der Zug seines Herzens wie der Stern seines Glückes schienen darauf hinzudeuten, daß eine glänzende Niederlassung in der Hauptstadt selbst im Werke sei.

Wirklich vergingen hierauf zwei volle Jahre, ohne daß Julius Ächtermann im Geringsten Miene machte, die allgemeine Meinung der Heimath zu widerlegen. Man sah ihn

weder heimkehren noch Anstalt treffen, in der Heimath einen eigenen Herd zu gründen. Seiner Schwester schrieb er nur zuweilen: „Ich bin wohlauf, diene im ersten Gasthof, lerne, was ich vermag und spare so viel mir möglich ist!"

Eines Tages — kein Mensch erwartete es und selbst die Schwester war durch keine briefliche Mittheilung unterrichtet — hielt die Post vor Ächtermanns Hause und Julius stieg aus.

„Gott grüße Dich, lieb Schwesterlein" rief er fröhlich, als diese in der Meinung, ein Fremder wolle absteigen, vor die Thüre eilte. Die Schwester schlug vor Freuden die Hände zusammen und erwiderte: „Böser Bruder! wie kannst Du so ohne alles Vorhersagen kommen? Ich hätte mich Tage lang auf Dich gefreut und jetzt bist Du da, ich bin vor Freude fast zu Tod erschrocken!"

Julius tröstete sie aber und küßte sie; umarmte dann auch seinen Schwager, der, etwas wohlbeleibt, aus dem Hause gewackelt kam und sagte dann:

„Die Hauptsache ist, daß ich einmal wieder da bin und daß wir Aussicht haben, einige Zeit beisammen zu bleiben!"

Sie gingen in's Wohnzimmer zurück, Julius legte Hut und Reiseshawl bei Seite und bemerkte lächelnd: „Sollte indessen euere Freude über mein Wiedersehen zu groß sein, so wißt, Kinder, daß ich hier bin — um meine Erbschaft zu holen."

Die Schwester und ihr Mann erschracken keineswegs bei dieser Meldung, denn sie hatten seinen Pflichttheil lange in der Truhe liegen; diese Mittheilung erhöhte vielmehr ihre Freude, denn sie vermutheten sogleich, daß es nun endlich auf die Gründung eines häuslichen Heerdes abgesehen sei.

Vor Vergnügen die Hände faltend und leuchtenden Auges zu dem Bruder aufblickend, sagte die Schwester hierauf: „Aber Julius, Bruder, wie prächtig siehst Du aus! Wie hat Dich das gute Leben in der Stadt herausstaffirt!"

Julius erwiederte munter: „Sei ruhig, Schwesterlein, es gibt noch schönere Brüder und schönere Kleider; die Hauptsache ist, daß unser Herz die Zeit her auch Etwas geworden ist!"

Als man sich später im Plauderstübchen zusammensetzte, konnte der Schwager nicht umhin, mit der Frage leise anzuklopfen: wo denn wohl Julius endlich „seine vier Pfähle" aufschlagen werde? Julius wollte eben nachdenklich etwas erwidern, als die Schwester mit der Bemerkung einfiel: „Hierherum nicht! Hierherum nicht!"

Julius konnte sich nicht erwehren, über die bestimmte Behauptung der Schwester laut zu lachen; er sagte nach einer Weile: „Wenn die Schwester nicht so lebhaft mit meiner Zukunft beschäftigt wäre, so würde sie merken, daß sie mir zu dem guten Kaffee, den sie mir vorgesetzt, noch kein Stückchen Zucker angeboten hat!"

Die Meinung der Schwester war aber im Grunde so verwunderlich nicht; denn Nichts schien sich mehr zu widersprechen als das Aeußere ihres Bruders und ein häuslicher Herd so weit auf dem Lande. Vollendet in seinem Fache, großstädtisch in Manieren, einiger Sprachen mächtig, voll Unternehmungsgeist und Muth kam Julius Ächtermann geraden Wegs vom Paradeplatz des Lebens, aus der Hauptstadt heim und die „große Uniform" seiner Tracht und Sitten paßten in der That nicht zu den ländlichen Verhältnissen seiner Heimath. Diese Ansicht theilte auch der Schwa-

ger Ächtermanns, dieser Ansicht war auch bald das gesammte Publikum des Städtchens.

Indessen konnte eine so interessante Erscheinung wie Julius Ächtermann unmöglich sich auf dem heimathlichen Boden bewegen, ohne Väter, Mütter, Töchter und allerlei Frau Basen in lebhafte Geschäftigkeiten zu versetzen.

Denn da zog mancher Familienvater seine Dose hervor, ließ den Zeigefinger darauf klappen, sah „glotzig" durch das Fenster und dachte:

„Auf junge hübsche Mädchen von Bildung und etwas Fortepianospiel reflektirende junge Männer wären in meinem Hause entgegenzunehmen (eine Prise); — der Julius Ächtermann da drüben (Prise) reeler junger Mann in praktischen Jahren, einer Hauswirthin bald bedürftig und kapabel (Prise) meiner Amalie Lotte Richarda nicht aus dem Wege zu gehen — wenn — wenn man wüßte (Prise) mmmnja — (Prise) was nicht ist, das könnte ja noch werden!"

Manche Mutter schenkte sich von ihrem Mittagskaffee ein Schälchen mehr ein als gewöhnlich, schwatzte ihrem Manne ein Ohr ab von Töchtern, die in die Jahre kämen (Schluck aus der Tasse) wo es dringendes Bedürfniß werde (Schluck aus der Tasse) anderen, die an Jahren voraus und an Verstand vor den eigenen Töchtern zurück wären, in keiner Weise, weder an Schönheit der Kleider noch am Genusse öffentlicher Lustbarkeiten (Schluck aus der Tasse) nachstehen zu lassen; ohnehin werde den armen Kindern heutzutage so gut als keine Freude mehr zu Theil und wenn Gelegenheiten, wo einmal feine gute Partie, wie es im Kalender heißt, ihre Erdnähe feiert (Schluck aus der Tasse), wenn solche Gelegenheiten

nutzlos vorüberstreichen — wozu dann überhaupt noch heirathsfähige Töchter haben, die in den Jahren sind? Darum hervor mit dem verrosteten Schlüssel zum Geldschrank und benützt, wozu die Gelegenheit da sei! Wer sich nicht rühre, (Schluck aus der Tasse) den fräßen die Mäuse!

Daß es in Tagen solcher Bewegung in Degern nicht an „verzwirrten" Mädchenköpfen fehlte, versteht sich von selbst. Mancher hübsche Mund, der sonst mit den heimischen Jünglingen gar nicht so ungern gescherzt und geplaudert hatte, ließ sich jetzt zu der undankbaren Aeußerung hinreißen: „Unsere jungen Biersäck' wollen doch gar keinen Vergleich aushalten mit diesem Julius Ächtermann; der ist gezogen wie ein Rohr und hat ein Betragen nach dem Tempo!" Schuster, Schneider und Putzmacherinnen wollten in jenen Tagen eine auffallende Nachfrage nach ihren neuesten Artikeln spüren und unter den Linden kamen die in Verfall gerathenen Spaziergänge der Mütter mit den „in die Jahre gekommenen Töchtern" wieder lebhaft in Aufnahme.

Es konnte nicht fehlen, daß Julius Ächtermann diese tauartig-feinen Netze wohl bemerkte, welche sein harmloses Herz gefangen nehmen sollten; auch war ihm die Schwester täglich eine geschäftige Uebermittlerin der geheimen Verwicklungen, welche seine Gegenwart im Städtchen veranlaßte.

Aber statt aller Antwort sagte Julius Ächtermann eines Morgens zu seiner Schwester:

„Ich bin reisefertig, wie Du siehst, Marie; aber nicht, um nach der Stadt zurückzukehren, sondern um einige Tage im Gebirg herumzutreiben. Lebe also wohl, mache Dir keine Sorgen und denke meiner!"

Er verließ mit Tagesanbruch Degern in leichtem Reiserock, mit einem breitschirmigen Hut auf dem Kopf und einem langen Knotenstock in der Hand. Ein mit den allernöthigsten Dingen versehener Reisesack hing bequemlich um seine Schultern.

II.

Bei vielen Menschen kann man überzeugt sein, daß ihre meisten Handlungen eine allgemeine Seite haben, die sie dem Auge der Welt zukehren, aber zu gleicher Zeit auch eine besondere Seite, welche sie so lange verborgen halten, bis der Zweck, den sie erreichen wollen, erreicht ist. Eine kleine „Erholungsreise" hat oft nicht blos für Diplomaten eine tiefere Bedeutung, hinter diesem Mäntelchen ist auch schon manches Geheimniß im bürgerlichen Leben reif geworden.

Und so unternahm auch Julius Ächtermann seine harmlose Fußwanderung in's Gebirg, um von dort aus die kleine Welt seiner Heimath durch den Zweck, den er hatte, ebenso plötzlich als mächtig zu überraschen.

Denn er war von seinem Ausfluge noch nicht zurück, als sich in Degern schon die Nachricht verbreitete, er habe in Laufen Grund und Boden gekauft, um einen hübschen Gasthof zu errichten und denke damit vortrefflich auf den Verkehr der neuen Straße zu spekuliren, welche eben über die Berge vollendet werde.

Und in der That lag dem Gerüchte etwas Wahres zu Grunde.

Ächtermann war von seiner Gebirgsreise kaum zurück, als er eine Eingabe an die betreffende Behörde machte, worin er auseinander setzte: Erstens, wie die neue Straße über das Gebirge einen besseren Gasthof in der Nähe von Laufen wünschenswerth, ja nothwendig mache; zweitens, wie dieser Gasthof, in ziemlicher Entfernung von Laufen, an die Straße vorgeschoben, dem Besuche und Privilegium des Dorfwirthshauses kaum einen Eintrag thun werde.

Julius war fest überzeugt, daß die über das Gebirg führende Straße, welche in Kurzem ihrer Vollendung nahe war, für Geschäfte und Reisende wichtig genug werden mußte und daß Laufen für einen kleinen Gasthof zu Einkehr und Nachtquartieren an dieser Stelle wie eigens dazu erschaffen dastand; auch konnte es in der Folge nicht fehlen, daß die reizende Umgebung Laufens mit ihren Wasserfällen und Schluchten, mit ihren abenteuerlichen Felsen und herrlichen Fernsichten Lustreisende in großer Anzahl herbeilocken werde.

Die Behörde ging auf die Vorstellungen Ächtermanns ein und billigte den Bau eines Gasthauses bei Laufen.

Mit dieser Gunstentscheidung in der Hand kaufte der unternehmende junge Mann ohne Verweilen das nöthige Grundstück an der Straße mitsammt den drei riesigen Eichen und ließ den Bau seines Gasthauses beginnen.

Groß war die Verwunderung der ganzen Gegend über dieses Unternehmen, dessen ganze Bedeutung man nicht recht begreifen konnte. Der Gastwirth in Laufen aber hatte von

dem Unternehmen kaum die erste Kunde erhalten, als er einen Prozeß gegen Achtermann einleiten ließ und die Bauern gegen ihn aufzuwiegeln suchte. Allein den Prozeß verlor er und die Bauern „konnten die Hetzpeitsche nicht sehen, die den Wirth zu solchen Bockssprüngen antrieb.“ Sie würden, sagten sie, dem jungen Herrenwirth sein schönes Haus weder aufbauen noch niederreißen helfen, er könne seine theueren Speisen selber essen und seine „musizirenden“ (moussirenden) Getränke selber trinken; im Uebrigen würden sie von dem jungen Wirbelwind soviel Nutzen ziehen als möglich, denn da er keine Felder und Wiesen besitze, so werde er genöthigt sein, sich von dem nahen Laufen aus mit gewissen Vorräthen zu versehen, wobei sie schon gehörig zu „schmälzen“ gedächten. Somit waren fürs Erste die bedrohlichsten Stürme abgeschlagen und der junge Achtermann ließ mit dem Hausbau „in Eilmärschen vorgehen.“ Sein Plan war musterhaft, schön und zweckmäßig und die Mauern stiegen bald lustig in die Höhe.

Hätten Achtermanns Pläne nun keine weiteren Verzweigungen aufgewiesen, so wäre der Gasthof „zu den drei Eichen“ jetzt eben so ruhig ausgebaut worden, als er später in freundlicher Ruhe nach der Bergstraße blickte; — allein der junge Achtermann war nicht gesonnen, sich mit einem Hause zu begnügen, das gefallen mußte und mit einem Geschäfte, das ihn nährte; ohne Verweilen ging er nun an den zweiten und hauptsächlichsten Theil seines Lebensplanes und war ebenso gefaßt auf die Stürme, die er wahrscheinlich erregen mußte als entschlossen, keiner Widerwärtigkeit zu weichen, die ihm von seinem Ziele abbringen wollte.

Der Bau des neuen Gasthofs „zu den drei Eichen" wie man ihn jetzt bereits nannte, war zur Hälfte fertig geworden, als Ächtermann eines schönen Tages zu Welf, der ersten Person in Laufen, dem „sattelfestesten" Hofbesitzer der Gegend kam und kurz und gut, wenn auch in bescheidener und angenehmer Form, um dessen einziges Kind, ein achtzehnjähriges Töchterlein anhielt.

Der alte Welf war ein Mann, der sattelfest genannt wurde in Bezug auf Hab und Gut, aber auch in Bezug auf seinen gewaltig ernsten und starren Charakter. „Der große Stein auf der Gründlhöh' und der Schwersinn des Welf sind noch nicht von der Stelle gerückt worden" pflegte man zu sagen.

Nun stand es mit seinem Sinne bezüglich seines Töchterleins also: entweder sie heirathet als Bauernkind wieder einen Sohn ihres Standes, dachte er, sei er reich oder arm, wenn er nur brav ist und tauglich; oder Klärchen (so hieß sein Töchterlein) nimmt, wenn es gestiegen sein muß, einen hochgestellten Mann von Amt und Würden, bei dem in Gottes Namen an Geld und Ehren auch was Rechtes wegzuholen ist. Daß aber eine Art „Zwischenbräutigam" kommen würde, eine Art „Aussichtenhaber," eine Art „Luftfahrer" zwischen Himmel und Erde, zwischen wirklichem Herren und wirklichem Bauern — daran hatte er selbst im Traume noch nicht gedacht, weil ihm ein solcher Fall ja platterdings unmöglich schien.

Nun da hatte er's aber: gerade Einer von diesen (so kam ihm Julius Ächtermann vor) war erschienen und hielt um die Hand seines Töchterleins an, seines Herzens-Schatzkäst-

leins, seines einzigen Kindes und seiner schwerwichtigen auserlesenen Erbin.

Und wie hielt er an! Der junge Ächtermann sah nicht dabei aus wie Einer, der möglicher Weise eine abschlägige Antwort befürchtet, vielmehr wie Einer, der gekommen ist, um den künftigen Schwiegervater mit einem höchst angenehmen Geständnisse zu überraschen. Lächelnd reichte er dem düsterblickenden Welf die rechte Hand hin, legte den Hut mit der linken bei Seite und sagte: „Ich muß Euch nur gestehen, was mich herführt, lieber Welf; in kurzer Zeit wird mein Gasthof fertig, ich brauche eine Hausfrau und ich weiß nur eine, wenn Ihr nichts dagegen habt; — meine Wahl und Hoffnung ist auf Euer Klärchen gefallen."

Und nun erzählte er, wie er an der Einwilligung des Vaters nicht zweifle, nachdem er der ganzen Liebe seines Töchterleins so viel als gewiß sei. Welf hatte sein Klärchen einst zu dem bekannten Gastwirth Ächtermann in die Stadt gegeben, damit sie besser kochen und nebenbei „etwas Manieren" lerne; bei dieser Gelegenheit hatten die jungen Leutchen Bekanntschaft gemacht, wurden erst still und schwermüthig, dann heiter und vertraulich, Alles in Allem endlich bis über die Ohren in einander verliebt nnd so schwuren sie denn eines schönen Tages, einander zu heirathen oder für immer ledig zu bleiben. Derlei Schwüre sind zwar oft schon dagewesen, nicht so oft aber gehalten worden. Julius und Klärchen indessen gehörten zu den „dauerhaften"; sie ließen es von Zeit zu Zeit nicht an Lebens- und Liebeszeichen fehlen und lebten jetzt in der festen Zuversicht auf ewige Vereinigung als wohlverdienten Lohn ihrer Standhaftigkeit.

Als Julius Ächtermann seinen Einleitungsbericht abgestattet hatte, trat, wie verabredet, um Zeugniß für die Wahrheit alles dessen zu geben, Welfs Klärchen aus der Kammerthüre, ein Körbchen am Arme, glühend vor Freude und Verwirrung und schön wie eine frisch aufgebrochene Rose. —

Der alte Welf war von der ganzen Geschichte wie von einem Platzregen überfallen, dem er einige Augenblicke nichts entgegensetzen konnte als ein seltsames Schweigen und Stillehalten.

Erst die Erscheinung seines Kindes brachte ihn zum Sprechen und er sagte jetzt zu Klärchen mit düster höhnendem Lächeln:

„Dieser Herr da ist gekommen und will Dich als seine Hausfrau zu seinem Straßenbau holen; wenn mir recht ist, nimmt er Dich wie Du gehst und stehst.“

Julius erhob sich bei diesen Worten und faßte sich kaum zu einer ruhigen Erwiederung. „Straßenbau — nimmt Dich wie Du gehst und stehst —“ diese zweischneidigen Worte so durchbohrend sie gemeint waren, erfaßten Ächtermann mit großer Geistesgegenwart am Heft und führte sie ohne Verzug als Siegeswaffen gegen den Feind.

Denn er trat zu Klärchen hin, faßte sie zärtlich an der Hand und indem er sie näher zu dem Vater führte, sagte er ruhig lächelnd: „Ja, mein liebes Klärchen, wie Du gehst und stehst erbitt' ich Dich von Deinem Vater; sag' ihm Du nur auch, daß Du mir ohne Aussteuer folgen willst, lieber als einem Anderen mit allem Hab' und Gute Deines Vaters.“

Welf hatte wirklich gedacht, der junge Ächtermann sei nur deshalb gekommen, um einen — Fang zu thun, neben Klärchen auch die Geldsäcke des Schwiegervaters zu angeln. Zwar machte ihn Ächtermanns Ruhe und Geistesgegenwart eine Weile ungewiß, allein er dachte: ein Mantel muß ja umgehangen sein, es wird sich dennoch zeigen, daß ihm mein Klärchen nur der Kümmel zum Braten ist; er kann ohne Hilfe wahrscheinlich sein Haus nicht ausführen, stützen und halten. Schmerzlich traf es den starren Alten dagegen, daß sein einziges Kind in der That entschlossen schien, des Vaters Liebe und Hab' und Gut im Nothfalle liegen und stehn zu lassen und dem jungen „Luftfahrer" zu folgen. Denn Klärchen trat vor ihn, die Hände faltend und hellen Purpur auf den Wangen —

„Ich folg' nur ihm" sagte sie „so hab' ich Alles, wenn ich ihn nur habe; — ich kann nicht anders, Vater."

Welf, der einer alten Gewohnheit gemäß den breitkrämpigen Hut auch in der Stube auf dem Kopfe hatte, rückte diesen tiefer in's Gesicht und blickte wie versteinert vor sich hin. Seine linke Hand hing schlaff über die Stuhllehne, seine rechte lag geballt auf dem eichenen Ecktisch; so saß er lange schweigend da und regte sich nicht. Julius Ächtermann erkannte wohl, wie sehr sein ganzes Wesen erfaßt war, daher versuchte er einige beruhigende Worte; auch Klärchen that es mit bewegter Stimme und mit weinenden Augen. Nach einer Weile lös'te sich Welfs geballte rechte Hand wie zum Zeichen milderer Stimmung auf, er winkte den Liebenden, sich zu entfernen, ihn allein zu lassen; Beide verstanden und befolgten diesen Wink und sie nahmen Abschied für heute, nicht

ohne starke Hoffnung, daß der Vater Welf auf dem Wege sei, sich in die Thatsache versöhnlich zu ergeben.

Es mußte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als Vater Welf aus seinem Hinstarren erwachte und sich von seinem Stuhle erhob. Sonderbarer Weise verloren sich schnell hinter einander alle Anzeichen eines Ungewitters von seinem Angesichte und Friede schien es bald in seiner Brust geworden. Er rief sein Kind noch einmal zu sich, um es ohne Beisein des Geliebten frei gestehen zu lassen, was es denke und fühle und als Klärchen ihm das Frühere ihrer Aussage bestimmt wiederholt hatte, entließ er sie, ohne ein Wort zu sagen, mit einem leisen Lächeln und ging ins Dorfwirthshaus, wo man lange her entwöhnt war, den angesehenen Mann zu sehen.

Welf hatte sich nicht lange unter den Männern niedergelassen, die heute zahlreich versammelt waren, als er zum größten Erstaunen Aller lächelnd die Neuigkeit, welche er eben in seinem Hause erlebt hatte, zum Besten gab und zwar mit dem ausdrücklichen Beifügen: daß er gesonnen sei, der Werbung des jungen „Schwindelhofers" nachzugeben und sein Töchterlein, da es nun einmal so weit sei, in Gottes Namen und mit Ergebung fahren zu lassen.

„Ist mir nur leid" setzte er hinzu „es geht eine rechte Braut und Hausfrau für unser Dorf verloren; in meinem Sinn ist's anders ausgedacht gewesen — aber die Ächtermanns haben von je die Sachen beim rechten Eck gefaßt."

Zwei der wohlhabendsten Bauern des Dorfes wurden blaß und saßen mit gesenkten Blicken da; auch den andern wollte die Sache, so betrachtet, nicht munden; denn es ist vielen Menschen nicht gegeben, dem Glücke eines Andern

ruhig zuzusehen, wenn es auch tausend Male unwahr, ja unmöglich ist, daß sie durch das Glück eines Nebenmenschen verkürzt werden: es reitet sie aber der Teufel des Neides in eine Stimmung hinein, welche sie derart beunruhigt als ginge das Glück eines Andern ihrem Besten geradezu tödtlich zu Leibe. Und so fuhr denn der Häusler Lorze also heraus:

„Nun, man lernt was nach und nach. So hätte man's auch machen sollen. Pfiffig, keck und schnell: so kommt der Mensch vorwärts. Der Ächtermann wird seine Residenz an der Straße haben, wird's vom Geld seiner Hausfrau groß und vollauf führen, in Kurzem trocknet der Laufener Wirthskeller ein, Alles rennt zu Ächtermanns hellen „Drei Eichen;" hüben in Kammern Lumpenpack und Bauern; drüben in Staatszimmern Herrschaften und Lordschaften; man kriegt für schweres Geld leichte Kost und Wässerung die Menge; alle Tage Musik unter den Eichen wie in der Stadt, mit silbernen Leuchtern setzt er alle theuern Narrheiten in Feuer und Flammen, schmilzt den Leuten ihren letzten Pfennig aus der Tasche, pfändet Ohrringe, schneidet silberne Knöpfe ab, um sich bezahlt zu machen; so aufgetrieben von Reichthum leiht er um hohe Zinsen gegen Pfänder, pachtet alle Handwerke, kauft ein Haus ums andere, endlich heißt Laufen nicht mehr Laufen, es heißt — Ächtermannsdorf . . ."

In diesem wirren mißgönnerischen Tone gefielen sich nun auch Andere in der Wirthsstube und man wollte fort und fort sich bis zu den ungeheuerlichsten Prophezeihungen steigern: als plötzlich ein furchtbarer Schlag ein athemloses Schweigen verursachte.

Welf hatte mit der Hand auf den Tisch geschlagen und „Halt!" gerufen.

Die Gläser zitterten; die Gemüther der Gäste erbebten.

Eine Weile stierte Welf mit funkelnden Augen schweigend vor sich hin, dann sagte er, indem sein Angesicht einen milderen Ausdruck gewann:

„Führt's nicht die Thurmwand 'nauf, es muß geraden Wegs wieder herunter. Ächtermann hat bei mir angeklopft, Herein ist gerufen, das Andere steht noch aus. Noch ist sein babylonischer Thurmbau nicht fertig, es haben noch allerlei Sprachen drein zu reden. Noch hat er mein Kind nicht — und erhält er's — noch hat er mein Gut nicht. Auf daß wir nicht sobald Ächtermannsdörfer heißen — trinkt! und daß unser Dorfwirth da unser rechter Wirth bleibt, trinkt wieder!"

Es gab einen gehörigen Beifall und ein gehöriges Anstoßen, einige Gläser kamen nicht mehr ganz auf den Tisch. Die nächste Folge war, daß an jenem Abende keiner der Männer ohne Rausch nach Hause kam; die fernere Folge war, daß in wenigen Tagen eine allgemeine Verschwörung des Dorfes vollendet war mit Welf als Hauptmann an der Spitze!

III.

Die Verabredung oder Verschwörung gegen Ächtermann sah ziemlich aus wie ein „passiver Widerstand" indem man beschloß, gegen Ächtermann zwar nicht mit offener Gewalt

vorzugehen, wohl aber alle Mittel in Worten und Betragen aufzubieten, um den „Fremden" mit so viel Ueberdruß zu erfüllen, daß er endlich aller Hoffnungen und Pläne überdrüßig, gern Ort und Gegend verließ, wenn er nur einiger Maßen sein begonnenes Werk ohne zu großen Schaden wieder loswerden könnte. Von nun an hatte der Dorfwirth Matthias Schelter ganz vortreffliche Tage und noch bessere Abende, denn es war als wollten die meisten Männer des Orts dem Ächtermann beweisen, wie sehr sie auch einst, wenn die „Straßenresidenz zu den drei Eichen" fertig sein würde, ihrem alten Wirthe treu bleiben wollten; Vater „Rausch" hatte alle Hände voll zu thun, um seine treuen Anhänger unter Tisch und Bänke zu bringen oder auf den Heimwegen an die Zäune zu lehnen oder in Gräben und Ackerfurchen trocken zu legen. Welf selber führte allabendlich den Vorsitz in der Wirthsstube; er versah sich aber nie bis zum förmlichen Betrinken. Wie ein Feldherr wollte er sein Haupt immer frei und klar über dem Tumulte haben, da es darauf ankam, eine Armee von Spott- und Witzreden im rechten Augenblicke aufmarschiren zu lassen und nach Belieben hin und her zu lenken. So befahl er ausdrücklich, daß er nur, natürlich Scherzes halber, Ächtermann-Schwäher und Julius Ächtermann-Welf genannt wurde. Daß Beide je verschwägert werden könnten, glaubte in der That Niemand mehr. Denn für's Erste und Hauptsächlichste war Welf wie Jedermänniglich fest überzeugt, daß der junge „Flausenmeier" ohne außerordentliche Geldzubuße seinen Bau nicht vollenden könne und nur wenn er dieses könnte und wenn sich herausstellte, daß der Gasthof zu den „drei Eichen" sich gehörig rentirte, wollte Welf seine

Einwilligung in die Heirath seines Töchterleins geben. Welf rechnete fest darauf, daß die Bedingungen nie und nimmer erfüllt werden konnten und daß er sein Geld und sein Töchterlein vor dem unliebsamen Bewerber sicher gestellt habe. Um sein Klärchen selber nach und nach zweifelhaft zu machen, daß es mit dem jungen Schwindler ein gutes Ende nehmen könne, veranlaßte Welf so alle paar Tage, ohne daß es auffallen sollte, einige seiner wärmsten Anhänger, daß sie unter harmlosen Vorwänden zu ihm in das Haus kamen und da ihre Bemerkungen fallen ließen. Auf diese Weise schien es freilich nicht anders kommen zu können als daß Ächtermanns Bankerott so gut als ausgemacht war.

Klärchen litt dabei unsäglich. Sie wußte wohl, daß man ihr nur „zu Gehör" rede, aber sie wollte um keinen Preis durch Unduldsamkeit die Sachen noch verschlimmern. Ihr Herz war dem Geliebten, das Herz des Geliebten ihr unentreißbar; also beschloß sie die Welt „neidern" und die losen Mäuler ungehindert „dreschen" zu lassen. Julius wußte genau, was gegen ihn vorging, er schwieg, lächelte, setzte seinen Bau fleißig fort und sprach sich nur dann und wann mit Klärchen unter vier Augen, nicht ganz ohne Wehmuth, über den traurigen Zug in den Menschen aus, die so viel Interesse daran haben, sich und den Anderen das ohnehin mit Heiterem so wenig ausgeschmückte Leben zu verdüstern. Sonderbar genug, war er nicht nur gegen Welf, sondern sogar gegen Klärchen gänzlich zurückhaltend über die eigenen Mittel zu seinen Unternehmungen, vielleicht aus dem einfachen Grunde, weil er einerseits Welf hinter seinen vermeintlich unübersteigbaren Bedingungen um so erfolgreicher zu überrumpeln

gedachte, je sicherer dieser zu sein meinte, anderseits weil er sein Klärchen frühzeitig an unbedingtes Vertrauen zu dem künftigen Nährer, Schützer und Begleiter ihres Lebens gewöhnen wollte . . . .

Tage, Wochen vergingen.

Das funkelnagelneue Wirthshaus zu den „drei Eichen" war endlich fertig.

Allerliebst und einladend stand es da, beschattet von den hundertjährigen Eichen, welche ihre Arme segnend über dessen Dach zu breiten schienen.

So war es also dennoch fertig geworden, trotz so vieler Unglückspropheten, ungeachtet so vieler lachender Dorfphilosophen, trotz des endlos hagelnden Unsegens eines lange unversöhnlichen Schwiegervaters. Man sah es dem neuen schmucken Hause nicht an, unter welchen Kämpfen und Stürmen es sich hatte aufrichten müssen. Schnurgerade, in voller Jugend, heiter und sorglos blickte es weit in die Runde, als hätte es weder Schuld noch Bitterkeit in sein Leben aufgenommen, als wären Unbilden und Kränkungen aller Art vergessen und vergeben, als schwebte nichts vor seinen Blicken außer zuversichtlichen Hoffnungen, frohen Erwartungen, kühnen Geschäftsentwürfen.

So mit seinen schneeweißen Wänden, mit seinem glührothen Ziegeldache und mit seinen drei Eichen herum glich es wohl sprechend einem jungen Gastwirth, der, seine Serviette zierlich unter'm Arm, grün bejackt, in weißer Weste und mit rother Türkenkappe vor der Thüre steht und eine Schaar von Gästen, Reisende aller Länder und Zungen, lächelnd und sprungfertig erwartet.

Dem Dorfe kehrte das Wirthshaus zu den drei Eichen halb und halb den Rücken zu. Nicht unwahrscheinlich aus dem Grunde, weil es unter heftigen Zwisten mit dem Dorfe entstanden war, wohl aber auch deßhalb, weil es sein Hauptaugenmerk und also sein Angesicht nach der links vorüberführenden Bergstraße kehren mußte, um sich den Reisenden so bestens darzustellen.

Julius Ächtermann kam nun zum alten Welf, rief sein Klärchen in die Stube, damit sie zu Dreien mit einander tagen könnten, legte zweitausend baare Gulden auf den Tisch und sagte:

„Welf, mein Haus steht schuldenfrei da, hier sind noch zweitausend Gulden ins Hauswesen, ich bin da und will wissen, wann wir Hochzeit machen, ich kann nicht länger ohne Hausfrau sein.“

Welf sah verlegen und finster vor sich hin. Dann sagte er:

„Euer Haus steht da, aber zweitausend Gulden zehren sich auf — wo sind die Gäste, von denen ihr weiterhin leben wollt?“

„Die Straße ist eben erst fertig“ sagte Julius — „Fuhrwerk und Reisende führt man nicht an Einem Tag auf neue Wege. Ich bin um meine Aussichten nicht bange; vorerst wünsche ich euer Töchterlein zu holen.“

Welf erwiederte nach einer Pause: „Das Gesetzbuch ist mir nur noch zu Handen in Sachen von Hab' und Gut; — mein Kind hat seinen freien Willen, es kann euch nehmen und kann euch lassen — darum“ er stand auf, erblaßte furchtbar und ein Zittern lief durch alle seine Glieder — „darum

hab' ich in dieser Sach' nichts weiter zu sagen; — nehmt mein Kind — doch nehmt es wie es geht und steht!"

Damit ging, wankte er aus der Stube und schritt dem freien Felde zu.

Es war gegen Abend. Die Sonne ging wunderlieblich unter, die Vögel sangen ihr Abendlied; — Welf ging als unglückselige Creatur voll Grimm und Schmerz durch diese schöne Welt; seine Liebe zu dem einzigen Kind war seine „schwache Seite" und er hatte sich selbst einen Dolch bis an's Heft in diese schwache Seite gedrückt. Und der Grund? Starrer Eigensinn und — weil er in den selbstquälerischen Possen gegen einen jungen braven Mann zu weit gegangen war und „aus Ehrgefühl" den Mitgenossen gegenüber nicht mehr aus der Schlinge konnte.

Indessen hatte Klärchen, zwar lautweinend, aber fest und entschieden ihr Jawort in die Hand des Bräutigams erneuert und Beide wurden einig, die Hochzeit auf das Schleunigste herbeizuführen. Nur darin waren sie nicht einig, daß Klärchen sofort das väterliche Haus verlassen und bis zur Hochzeit bei der Schwester Ächtermanns in Degern zubringen sollte; denn Klärchen hoffte, durch Bitten und freundliches Betragen ihres Vaters Herz noch zu bewegen.

Freilich vergebens.

Nur soviel erreichte sie, daß im väterlichen Hause äußerlich Friede gehalten und des ganzen Verhältnisses nicht mit Einem Worte gedacht wurde.

Bis der Tag der Hochzeit näher kam, gab Welf seiner Tochter eine Summe Geldes, hinreichend genug: „um sich das nöthige Brautzeug auf den Leib zu kaufen." Am Hoch-

zeitmorgen selbst ließ er sich herbei, im Sonntagsanzug und eingeschlossen in die Kammer, seiner Tochter den Segen zu geben; er war damit kaum zu Ende, so näherte sich die Musik und holte Klärchen als Braut zum Kirchengange ab. Mit einem lauten Schrei und schluchzend trat sie über die väterliche Schwelle und folgte mutterseelenallein den Musikanten.

Welf ging nicht mit; weder in die Kirche, noch in die „drei Eichen" wo für die Hochzeitstafel „ausgekocht" wurde; auch hatte er von seiner ganzen Verwandtschaft keinen Gast weder geladen noch laden lassen ....

Einige Tage nach der Hochzeit sah es im neuen Gasthofe wohnlich und einladend genug aus. Stille und verklärt ging die Wirthin durch das Haus und ordnete Alles auf das Beste; eine musterhafte Klarheit war in jedem ihrer Worte, in jedem Wink. Ächtermann versorgte die Wirthschaft mit Vorräthen aller Art, die er wegen seiner Spannung mit dem Dorfe über das Gebirg schaffen mußte, weßhalb er dann und wann einen ganzen Tag vom Hause abwesend war.

Nach Verlauf der ersten Woche machte sich Klärchen mit ihrem Manne einmal auf den Weg, um ihren wunderlichen Vater zu besuchen. Pochenden Herzens näherte sie sich dem älterlichen Hause und mußte den Schmerz erleben, daß ihr Vater, als er das junge Ehepaar herankommen sah, sein Haus verließ, durch den Garten davonschritt und nicht eher stille hielt, als bis er im Schatten des nahen Waldes verschwunden war. Von dort kehrte er später nach dem Dorfe zurück und sprach im Wirthshause ein, wo sich seine tägliche Gesellschaft versammelt hatte. Man dachte ihm ein großes

Vergnügen zu bereiten, indem man triumphirend erzählte, wie das achtstöckige Gasthaus an der Straße (sieben Stockwerke zählte man scherzend unter der Erde) bisher auch noch nicht Einen ordentlichen Gast gesehen, viel weniger beherbergt habe. Welf hörte es lächelnd an; allein man berichtete ihm nichts Neues, denn für's Erste hatte er ein Knäblein gemiethet, das am Saume des Waldes beobachten mußte, was für Wagen und Reisende die neue Straße herauf und hinunter gingen; zum Andern stand der Hausknecht Ächtermanns heimlich bei ihm in Sold, damit er ihm allabendlich Berichte erstatte, was im Hause des Schwiegersohnes vorgefallen war.

Diese Beobachtungen und Berichte fielen allerdings nicht glänzend für die „drei Eichen" aus.

Die ganze Zeit her war es in der That auffallend, daß die wichtige Bergstraße so wenige Fuhren und Wanderer zeigte. Außer dem Postwagen, der aber bei den „drei Eichen" nicht halten durfte, war bisher nur noch ein armseliger Zweispänner vorübergekommen, dessen zerlumpter Pferdelenker nur schüchtern nach dem neuen Gasthofe schielte; er ließ also höchstens verwunderte Blicke, aber keinen Pfennig Profit den drei Eichen zurück. Von Fußwanderern hatte sich wunderbarer Weise auch noch nicht Einer blicken lassen. Unter solchen Umständen verdarben von den Vorräthen der „drei Eichen" nicht wenige in der warmen Jahreszeit, andere mußten um jeden Preis von den Herren- und Dienstleuten im Hause schnell aufgezehrt werden, um sie dem Verderbnisse zu entreißen. Daß solche Erfahrungen gleich an der Schwelle der Haushaltung begegneten, mußte selbst Ächtermann, wenn

nicht entmuthigen, doch dem Dorfe gegenüber betrüben; von Klärchen gar nicht zu reden, die in der Stille ihres Herzens unsäglich litt. Sie erschrack jetzt wirklich, wenn sie meinte, einen Fremden die Straße daherkommen zu seh'n, denn kam in der That einer und ging vorüber, so wußte sie, wie es im Dorfe Hohn und Witze regnen würde; kehrte er ein, so fehlte es gleichfalls nicht an Bemerkungen: „wie man das eingefangene Straßenungeheuer ausweiden würde" und so weiter. So ging es wirklich noch eine Weile fort; die Verschwörung im Dorfwirthshause ging niemals heim, ohne scharfgeschliffene Stichworte gegen die Besitzer der drei Eichen auszutheilen. Eines Tages hieß es im Dorfe: „Wer jetzt in den drei Eichen zugreifen wollte, der könnte ein Geschäft machen; es sei Ausverkauf aller Arten von Bieren, Weinen und — Hochmuthstropfen."

Am folgenden Tage schien das Schicksal seinen schmerzvollsten Schlag führen zu wollen. Es kam ein Wanderer in die drei Eichen, ein Einziger! und was für Einer! Es war ein Handwerksbursch mit verwittertem Gesicht, eingesunkenem Hut und schiefgetretenen Stiefeln; er kehrte, als wäre er einer der Verschworenen des Dorfes, in den drei Eichen ein, ging mit großer Keckheit nach den „Staatszimmern" des Gasthauses, legte sein muffiges Ränzlein ab, ließ auftragen trotz einem „Engelländer" und als er wieder ging — ging er sehr leise fort, ging fort ohne zu zahlen und ging auch nicht mit leeren Händen fort, denn er nahm einen silbernen Löffel, zwei neue Eßbestecke nebst einer feinen Serviette mit . . .

Als dieser Vorfall bekannt wurde — und er wurde es noch am nämlichen Tage — ging eine wunderliche Wandlung

in Welf's Gemüthe vor sich. Es schien beinahe, als wäre ihm das Schicksal in schmerzlichen Heimsuchungen seines Kindes doch zu dienstfertig, als hätte er nicht eben gewünscht, daß es dem jungen Paare so ganz unselig erginge. Er war verdrießlich und bewegt. Verdrießlich, weil er nicht gut mehr in seinem Groll und Widerstande gegen die Kinder fortfahren konnte, ohne wie ein heller Wilder dazustehen; bewegt, weil er sich nicht erwehren konnte, sich die schmerzliche Lage seines Klärchens lebhaft vor Augen zu stellen und zu Herzen zu nehmen.

Eines Abends erschien er denn wie ein Wunder unerwartet in den drei Eichen und setzte sich hin wie ein Gast, der eben kommt, um ohne viel Wesens ein Glas Bier zu trinken.

Klärchen hatte ihn kaum gesehen, als sie leichenblaß wurde und beide Hände an die linke Seite legte, als hätte sie einen Messerstich durchs Herz erhalten. Ihre Kniee wankten, sie setzte sich hin und sagte nur:

„Guten Abend, Vater."

Sie besorgte, der zürnende Vater sei nur gekommen, um durch schwere Reden ihr Unglück voll zu machen. Sie hatte nicht ganz unrecht, auch nicht ganz recht. Denn Welf war eigentlich auf eine väterliche Entdeckungsreise ausgegangen, um die Dinge mit seinem einzigen Kinde nicht zu weit kommen zu lassen; anderseits wollte er gelegentlich Winke und Bemerkungen fallen lassen, wie gut es doch auch sei, einen Vater mit seinen wohlmeinenden Absichten nicht so ganz zu umgehen.

Er verlangte ein Glas Bier und als es Klärchen hin-

stellte und ihm die Hand reichte, ließ er ein paar scharfe Blicke, denen es auch nicht an Rührung fehlte, auf dem Gesichte seines Kindes ruhen.

Es griff ihm doch stark an's Herz; Klärchen war hagerer und blasser geworden, die jüngsten Erlebnisse hatten ihr auffallend zugesetzt.

Welf sah schnell wieder weg und zum Fenster hinaus, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und sagte:

„Wie geht dir's? bist Du gesund?"

Klärchen setzte sich ergriffen und sehr entfernt vom Vater auf einen Stuhl und erwiederte vor sich hinsehend:

„Gesund sind wir Alle, Vater; wie geht es euch? Wir hätten euch gerne öfter gesehen."

Welf sah sich etwas auffallend in dem großen, schön eingerichteten Zimmer um.

„Wie kostbar! kostbar!" sagte er dann. — „Habt ihr noch weiter ein Paar solcher Krönungssäle?"

Klärchen erbot sich, den Vater im Hause herumzuführen, er aber winkte, daß es gut sei, er wolle weiter nichts sehen.

„Und das Geschäft?" fragte er weiter — „dein Mann wird wohl finden, was er gesucht hat?"

Klärchen wurde wieder sehr blaß.

„Man kann noch nichts sagen" erwiederte sie mit bebender Stimme — „Die Straße ist auch noch gar zu jüngst fertig geworden."

Ächtermann war nicht zu Hause; daher trank Welf noch ein zweites und drittes Glas, immer den Schein des gespannten düsteren Vaters bewahrend, während sein Herz mit stil-

ler Rührung gerne wieder einmal in der Nähe seines Kindes weilte.

Als er ging, sagte er:

„Dein Mann hätte seinen Gasthof besser auf eine Wolke gestellt als daher; Sturm und Regen wären noch bessere Besucher als Handwerksburschen, die Einem Unrath herein und silberne Löffel hinaustragen!"

Klärchen bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und weinte bitterlich, weil der Vater nicht gehen konnte, ohne noch so schmerzlich zu verwunden. Welf sah den Fehler ein und sagte milder:

„Nun, es geht vielleicht nicht alleweile so; — gute Nacht. Kommst Du einmal zu mir, so werde ich zu Hause bleiben." Es drückte ihn in der Kehle; er ging und schritt weit aus, er nahm einen tiefen Eindruck mit heim.

Aber der Eindruck, welchen dieser Besuch im Herzen seines Kindes zurückließ, war noch viel schmerzlicher und tiefer.

Lange nachdem der alte Welf von dannen geschritten war, stand daher Klärchen noch schmerzvergessen an dem Pfosten des Thores und starrte wie träumend in das Freie.

Wäre ihr Mann daheim gewesen, so hätte seine gefaßte rüstige Art entweder dem ganzen Besuche eine freundlichere Wendung gegeben oder sein munterer Zuspruch hätte Klärchens Kummerwolken schnell wieder zerstreut; so aber war er fort und sie allein.

Ach; — Klärchen wußte nicht Rath nicht Hülfe; sie wußte keine Fassung zu gewinnen; ein Gedanke endlich — ein Gedanke wie aus Himmelshöhen ging ihr schließlich durch

die Seele und war allein im Stande, ihr den Weg zur Tröstung und Beruhigung zu zeigen.

Klärchen war von diesem Gedanken nicht sobald ergriffen, als sie voll süßer Rührung auf ihre Stube eilte, ein Tuch um Kopf und Schultern warf und eilig, eilig die drei Eichen verließ.

IV.

Nicht weit von Laufen steht ein wundersames Muttergottesbild. Es ist von ziemlicher Größe, in Oel gemalt und trotz seines Alters noch wohl erhalten. Die Mutter Gottes steht aufrecht da, mit dem linken Arme hält sie ihr Christuskind und ihr schönes großes Auge richtet sie gerade vor sich hin; aber dieses Auge eben ist es, welches der Wunder schon viele verrichtet hat. Dieses Auge bewegt sich, es ist Niemand in und um Laufen, der es nicht glaubte und selber schon gesehen hätte; dieses Auge blickt dem Wanderer entgegen, er komme von Laufen oder durch den Wald von der andern Seite her; dieses Auge lächelt, weinet, droht und ermuntert, jenachdem der Mensch in Stimmungen und Nöthen des Lebens vorüberkommt. Darum ziehen auch die Schulknaben, welche auf dem Wege vorüber müssen, schon von Weitem ihre Kappen vor dem Bilde, darum verstummt die Rede

zweier Wanderer oft plötzlich, sowie sie das Madonnenbild erblicken, darum ist auch schon mancher weltlich angesehene Mann, der stolz daherzukommen gewohnt war, hier unsichern Fußes, mit gesenkter Stirn vorüber gegangen.

Jemand erzählte noch in seinem hohen Alter: er habe einst als Knabe auf dem Weg nach Laufen eine silberne Kette gefunden, die ihm über die Maßen gefallen und die er gerne behalten hätte; nun wußte er zufällig, wem die Kette gehörte und es entspann sich ein lebhafter Streit in seiner Brust, ob er die Kette behalten oder zurückgeben solle. Der gute Vorsatz griff endlich durch, die Kette sollte dem Manne gegeben werden, dem sie gehörte. In diesem Augenblicke trat der Knabe hinter einer Felsenwand hervor, die Sonne ging eben unter, im leisen Abendwinde rauschten die Wipfel der Bäume — dort stand nun das wundersame Muttergottesbild, verklärt im Abendscheine und mit Augen nach ihm sehend, nicht zu beschreiben und zu sagen! Ein Lohn, wie ihm aus diesen Blicken Maria's zu Theil geworden, sei auf Erden nimmermehr zu finden. Die Kappe ziehend ging er froh vorüber und es war ihm, als lege ihm Maria ihre Hand auf's Haupt und sage hold und leise: „Du bist ein Kind, an dem ich Wohlgefallen habe."

Daß dieses und jedes ähnliche Wunder ganz natürlich zu erklären sei, bedarf wohl keiner Bemerkung. Wissen wir doch, welche Wunder ein frommer Glaube von früher Jugend in das empfängliche Herz des Menschen gepflanzt und ein durch Tugend oder Schuld erregtes Gewissen erzeugen können. Auch daß Maria's Auge sich bewege, wird Niemand behaupten; weiß man doch, wie dieselbe Täuschung jedem

Bilde eigen ist, welches ein ganzes Menschenantlitz darstellt. Indessen würden diese Gründe bei den Bewohnern von Laufen wenig fruchten; ihr Glaube wurzelt tiefer, ist mit ihnen groß geworden und — was am allermeisten sagen will: hat sich, wie allgemein behauptet wird, in ihren Erfahrungen bewährt. Und wahrlich; welcher Mensch kann sagen, er gehe immer engelrein durchs Leben? Wie leichtlich glaubt sich da ein Schuldiger von dem Madonnenauge strafend angeblickt! Und welcher Tugendhafte, im Glauben an die Gerechtigkeit und Kraft des Bildes, sieht nicht Maria's schönes Auge lohnend und lächelnd auf sich ruhen? Ist doch ein solcher Blick oft der einzige Lohn der Tugend auf Erden, die einzige Strafe des Lasters auf Erden!

Vor diesem Muttergottesbilde stand eines Tages auch ein Fremder in seltsame Betrachtungen versunken. Der Fremde war jung, kaum zwanzig Jahre alt; sein Gesicht war äußerst fein und von so außerordentlicher Blässe, daß es beinahe durchsichtig zu sein schien und an den Schläfen, selbst auf den Wangen, bläuliche Äderchen durchschimmern ließ. Trotz der warmen Jahreszeit hatte der Fremde einen Mantel umgeworfen, den er bis an den Hals zusammenzog; die linke Hand, welche dabei sichtbar wurde, zeigte gleichfalls eine ungewöhnliche Feinheit und war auf dem dunklen Grunde des Mantels von blendender Weiße. Auf dem Kopfe trug der Fremde einen breitschirmigen Hut und von seinem freien Halse legte sich ein feiner Hemdkragen nach den beiden Schultern.

Zwei sehr verschiedene Eindrücke waren die Folge der stillen träumerischen Betrachtung des Fremden; denn indem

einerseits das Kennerauge des Fremden den Kunstwerth des Gemäldes prüfte, konnte er ein Lächeln nur mit Mühe unterdrücken und indem er zu gleicher Zeit gewisse Erinnerungen aus fernen, fernen Tagen wieder belebte, überkam ihn eine Rührung und Wehmuth ohne Gleichen.

In diesen Betrachtungen und Gefühlen wurde der Fremde endlich durch ein Geräusch von Fußtritten gestört, welche sich auf dem Waldpfade von Laufen her näherten. Der Fremde, anfangs leicht erschrocken, in den wunderlichen Träumereien seines Herzens überrascht zu werden, blickte jetzt wieder ruhig vor sich hin, trat von dem Muttergottesbilde weg hinter ein Gebüsch und wollte ungesehen den stillen Wanderer erwarten, welcher vielleicht so eben auch zum Gnadenbilde kam, um Freude oder Trauer hier zu opfern.

In den Wipfeln der Bäume säuselten die Lüfte, auf dem Pfade des Waldes rauschten die leichten Schritte einer Wanderin näher; — sie erschien — —

Und es war Klärchen.

Von Wehmuth blaß und von der Last so manchen Kummers müde, blieb sie einige Schritte vor dem Muttergottesbilde stehen und blickte stumm zu Boden; plötzlich brach sie dann in Thränen aus und eilte vor das Bild hin, warf sich auf die Kniee und beugte schluchzend ihr Gesicht in ihre Hände.

Die Art, wie dies geschah, schien laut genug zu sagen: „Trösterin! Fürbitterin — Gottes gnadenreiche Mutter! womit hab' ich verschuldet, daß das Unglück so rastlos über mich und meinen Mann hereinbricht?"

Aber Klärchen konnte keine Silbe reden. Sie lag nur

schluchzend an dem Fuß der Säule und ergab sich ihrem Kummer ganz.

Auf einmal war es Klärchen, als athmete die Mutter Gottes leise über ihr, als legten sich zwei milde Hände ätherisch leicht auf ihren Scheitel und eine Stimme, so bebend wonnevoll, so überirdisch nah und fern, so wundersam bekannt und fremd senkte sich in Klärchens Ohr und Herz, daß die Kummerwolken ihrer Seele schon der Stimme wichen und Verklärung wie aus Himmelshöhen sonnig niederwehen ließen; die Stimme sprach:

„O Klärchen! Klärchen! .. Deine Wehmuth kenn' ich, Deine Noth ist mir bekannt ... Doch sei getrost, denn Deines Kummers Tage sind 'gezählt und Deine frohen Tage werden kommen ... Was grämst Du Dich so sehr? O Klärchen, Klärchen, Klärchen — es gibt größere Leiden als die Deinen, tiefere Schmerzen als die Deinen — eine Wehmuth gibt es, die noch keines Menschen Lippe ausgesprochen, keine Thräne erleichternd aus der Brust geweint ... Steh' auf und gehe freudig heim; Du bist betrübt und wirst getröstet werden; Du hast geweint und wirst in Fried' und Freuden wieder lächeln — sei still und geh', o Klärchen, denn gute Tage warten Deiner ...."

Die Stimme hatte lange geschwiegen, stille war es wieder rings, als Klärchen noch immer vor der Säule des Muttergottesbildes auf dem Antlitz lag und sich nicht regte.

Aber ihr Kummer war dahin und ihre Seele war getröstet. So klar, so wahrhaft, so voll menschlicher Rührung hatte wohl noch nie das Bild zu einem Trauernden geredet. Klärchen erhob sich endlich und sah erfreut empor.

Die Wipfel der Bäume neigten und beugten sich, in ihrem Wehen schien die eben zuvor noch vernommene Stimme allmählig zu verklingen. Klärchen umarmte und drückte die Säule des Bildes noch einmal warm an's Herz und ging dann schnell von dannen, ihre Freudenthränen trocknend, welche reichlich flossen.

Der Fremde stand nicht weit vom Bild der Mutter Gottes und sah der Scheidenden mit Augen, die von Wehmuth starrten, eine Weile nach.

„Da geht sie hin" sagte er dann mit bebender Stimme — „die Tröstung meiner Worte im Herzen, vertrauend auf die Hilfe, die von oben kommen soll . . . Ja, sie kommt von oben. Bin ich nicht selber wie der Bote jener andern Welt, vergessen auf den Schauplatz meiner Jugend und wiederkehrend gleich einem abgeschiednen Geiste: diesem holden Wesen Rettung zu bringen? O süßes trauervolles Loos, o trauervolles süßes Loos, das mir geworden! . . Nun, Mutter Christi, von Künstlerhand so schwach gemalt und doch so wirkungsvoll auf das Gemüth des Menschen — verzeihe, Trösterin so vieler Herzen, daß ich zur Tröstung dieses schmerzbewegten Kindes meine irdisch-sündige Stimme Dir geliehen!"

Nach diesen Worten schritt der Fremde langsam jenen Waldpfad weiter, der nach Laufen führt und den auch Klärchen eben erst gegangen.

V.

Es war schon gegen zehn Uhr Abends, als der eben betrachtete Fremde sehr langsamen Schrittes, in seinen Mantel gehüllt und in Gedanken sich dem Dorfe Laufen näherte. Die Schatten der Nacht waren dunkel und dunkler auf die stillgewordene Erde niedergesunken, die Abendglocke hatte lange ausgeklungen und Menschen und Thiere wankten den Stätten ihres Schlummers zu. Trotzdem beeilte unser Wanderer seine Schritte nicht; er blieb sogar manchmal sinnend stehen, zog die Falten seines Mantels über das Kinn und schien des Dunkels ungeachtet die Thäler unter sich, wo gespenstige Nebel gingen, mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Endlich erreichte er von der Ostseite kommend das erste Haus des Dorfes, den Hof des alten Welf. Der Fremde trat in den weiten Hofraum, stellte sich an den Brunnen und betrachtete regungslos die Fenster, Thüren, Treppen, überhaupt jeden Theil des Hauses mit großer Bewegung. Es war kein Zweifel, an diesem Hause mußten viele und mächtige Erinnerungen seines Herzens haften.

Plötzlich wurde das Pochen schwerer Männertritte hörbar und die Thüre des Hauses ging auf.

Der alte Welf trat heraus.

Er blieb eine Weile schwersinnig stehen und schien zu überlegen, wobei von Zeit zu Zeit ein Seufzer aus der Tiefe seiner Brust aufstieg.

„Allein — allein; — ohne Weib und ohne Kind —

allein“ sagte er einmal vor sich hin; dann schwieg er wieder und überlegte von Neuem.

Endlich brach er auf.

Er ging den gepflasterten Vorweg am Hause hinab und kam bis an das Brücklein des Baches, als er wieder stille hielt und ernstlich nachsann wie zuvor.

„Soll ich hin? Soll ich unter die Hohngesellen und mir das Herz durchsägen und zerspalten lassen?“ sagte er halblaut vor sich hin — „O schwerer, schwerer Streit!“

Mit einem heftigen Zucken am ganzen Körper, das wohl errathen ließ, der Entschluß koste ihn schmerzliche Ueberwindung, begann er nun doch seine Schritte gegen die Schänke des Dorfes zu lenken.

„Ich habe nicht Ruh' nicht Rast“ sagte er, vorwärts schreitend — „ich habe keinen Schlaf und keinen Frieden — mein Kind, mein Kind . . .“

Der Fremde hatte während dem kein Auge von der düsteren Gestalt des alten Welf verwendet, hatte auch dessen Seufzer gehört und dessen Worte verstanden. Nun folgte er dem schwer bekümmerten Manne nach. Geräuschlos und in einiger Entfernung hinter ihm herschreitend, wurde er nicht bemerkt. So kamen beide vor das Haus des Dorfwirths Mathias Schelter. Drinnen war zahlreicher Besuch; lebhaft genug ging's wieder her. Welf blieb, schon an der Schwelle der Hausthüre angekommen, stehen und horchte; — siehe da! man redete so eben von Welfs heutigem Besuch in den Dreieichen. Diese Nachricht dünkte Einigen ganz unglaublich, Andere hatten den alten Welf selbst aus den Drei Eichen kommen sehen, sie mußten die Sache also glauben;

nur in der Meinung, was dieser Besuch bedeutet habe, ging die letztere Partei auseinander.

Der Häusler Lorze war es vornehmlich, welcher behauptete, daß dieser Besuch in Welfs Betragen gar nichts ändern würde. „Ich verwett' mein Dach und Fach, meine Seelenruh und mein Sonntagsgewand dazu" rief er lachend und auf den Tisch trommelnd — „der Welf ist fest, ist kugelfest und dem Schwindelhuberhaberfeld in seinen Dreieichen verzeiht er nicht und wenn ihn Ratzen und Mäuse fressen! Der Ächtermann hat ihm sein Kind genommen, geraubt, verzaubert und verwirrt — das kann er sein Lebtag nicht verwinden!"

Von diesen Worten wie mit zwei Fäusten gepackt, schritt Welf dröhnenden Fußes in die Flur und weiter in die Stube der Schänke.

Der Fremde sah dies mit Betrübniß.

Er trat leise an ein Fenster, um Welfs folgendes Betragen zu beachten.

Bei dessen Eintritt in die Wirthsstube wurde es plötzlich an allen Tischen stille. Welf bot guten Abend und setzte sich zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft an einen Tisch. Es blieb noch immer stille. Welf, der wohl wußte, was auf den Zungen der Versammelten lastete, hatte kaum den ersten Trunk aus seinem Glase gethan, als er wie aus eigenem Antriebe von seinem heutigen Besuche in den drei Eichen und über den Grund desselben zu sprechen begann. Er gab vor, gehört zu haben, daß sein Klärchen krank und ihr Mann abwesend sei, da habe er seinem Kinde nicht versagen können, was man ja seinem Feinde nicht verweigert: er habe nachseh'n müssen,

was und wie groß das Uebel sei. Bei dieser Gelegenheit nun, fuhr er fort, habe er gesehen, daß wenn in den drei Eichen das Glück so glänzend wäre wie der Boden, die Wände, das Geschirr und die Tische, daß man ein gleiches weit und breit würde suchen müssen; — was aber seine Freundschaft mit den drei Eichen anbelange, so denke er das letzte Mal dortgewesen zu sein. Nach diesen Bemerkungen blieb Welf den ganzen Abend stumm, man sah ihn nur ein Glas um das andere mit ungewöhnlicher Hast austrinken. Für sein Gemüth war es eine gar üble Lage, da nun seine Gesellschaft, den Häusler Lorze an der Spitze, ihren Sprühregen von Hohn und Witzen „über die achtstöckigen Gasthäuser und das einstöckige Glück" wie gewöhnlich losließen.

Der Fremde schien weder Zeit noch Gemüthsruhe genug zu haben, diesen Vorfällen in der Wirthsstube länger seine Aufmerksamkeit zu widmen, er hüllte sich in seinen Mantel und schritt das Dorf entlang und nachdenklich den drei Eichen zu. Hier war es außerordentlich einsam und stille. Kaum daß ein Flüstern der Nachtluft durch die Blätter der riesigen Eichen zog. Im Gasthause selbst ließen sich weder Stimmen, noch menschliche Schritte, noch auf- und zugehende Thüren hören. Hätten nicht innerhalb einiger Fenster Lichter gebrannt, man hätte fast des Glaubens sein müssen, daß alles Lebende tief im Schlafe liege.

Der Fremde zog die Glocke, ersuchte den herbeieilenden Kellner um ein Zimmer und später um ein leichtes Essen.

Der Kellner erfüllte das doppelte Begehren und berichtete seinem Herrn über den Gast mit etwas zweifelhaften Mienen: es scheine ein vornehmer Mann zu sein, sei noch

jung, sehr blaß und in seinem Benehmen etwas seltsam; das Bedenklichste sei nun freilich, daß der Fremde außer einer kleinen Jagdtasche fast gar kein Gepäck bei sich führe.

Ächtermann gab den Auftrag, den Gast, ohne daß es auffiele, näher anzusehen und überhaupt für alle Fälle auf der Hut zu sein, jedoch keine Aufmerksamkeit außer Acht zu lassen, die sich gegen einen Fremden zieme. Doch wie überrascht war man andern Morgens, als der geheimnißvolle Fremde fort war und eine größere Summe zurückgelassen hatte als seine Zeche betragen konnte; neben dem Gelde lag ein Zettel auf dem Tische mit den Worten: „Ich behalte dies Zimmer, heute Abend bin ich wieder zurück."

Der Hausknecht erzählte, daß er dem Fremden schon um drei Uhr Morgens das Hausthor hätte öffnen müssen, worauf derselbe, eingehüllt in seinen Mantel, bergauf von dannen gegangen sei.

Abends war der Fremde wirklich wieder zurück. Er ging auf sein Zimmer, bestellte Essen und sagte auf- und abgehend zum Kellner:

„Ich bleibe morgen hier; um sieben Uhr das Frühstück, das Andere werde ich sagen."

Der Kellner konnte nun das Gesicht des Fremden genauer und wiederholt sehen und wurde in der Gaststube gar nicht fertig mit Erzählen: wie blaß, wie schön, wie fein dieses Gesicht ihm vorkomme, er sei fest überzeugt, es müsse ein Herr aus reicher und vornehmer Familie sein.

Andern Morgens hielt die Post einen Augenblick vor den drei Eichen und lieferte einen Koffer ab für den Fremden. Dieser schrieb nun den ganzen Tag und schien von Zeit zu

Zeit in wundersamer Weise gerührt zu werden, so daß er nicht selten die Feder weglegte, eine Thräne aus den Augen wischte, auf und abging und nicht eher sich erholte als bis er eine Weile träumerisch am Fenster gestanden und in die Ferne geblickt hatte.

Nicht bloß der Inhalt dessen, was er aufschrieb, schien es zu sein, was den jungen Fremden so tief bewegte, es schien auch von Zeit zu Zeit eine Stimme im Hause laut zu werden, deren Klang ihn so sehr erfaßte.

Und wessen Stimme?

Klärchens, Klärchens.

Dies litt keinen Zweifel mehr, denn so oft ihre Stimme Jemand rief oder mit Jemand redete, sank dem Fremden bebend die Feder auf den Tisch, sein Haupt legte sich stille in die beiden Hände und Erschütterungen tiefer Art mußten ihn durchwogen.

Nun miethete der Fremde zwei Zimmer im Gasthof zu den drei Eichen und bestand darauf, die Miethe für ein halbes Jahr voraus zahlen zu dürfen. Nach den Speisen, die er sich bereiten ließ, zu schließen, mußte seine Gesundheit nicht bestens beschaffen sein; er aß nur feine und leichte Speisen und diese mit seltener Mäßigkeit. Auch geschah es fast jeden dritten Tag, daß er vierundzwanzig Stunden nacheinander im Bette zubrachte. Freilich verschwand er hierauf ganze lange Tage wieder gleich einem rüstigen Wanderer, der weder Hunger noch Müdigkeit zu achten hat. Auffallend war es dann nur immer, daß er sowohl aus dem Hause als in das Haus zurück nie anders ging als tief in die Falten des Mantels gehüllt und den Hut in die Augen gedrückt . . .

Der Fremde hatte endlich vierzehn Tage im Gasthaus zu den drei Eichen so gelebt, ohne daß ihn außer Kellner und Hausknecht Jemand näher von Angesicht gesehen hätte. Den Herrn des Hauses wußte er auf gute Art ferne zu halten, Klärchen, die schöne Wirthin, wußte er mit großer Vorsicht zu vermeiden. Nur wenn er hinter einem Vorhange stehend, selber ungesehen, Klärchen aus der Ferne betrachten konnte, versäumte er keinen Augenblick, auf seinem Posten zu sein und seine Erschütterung war süß und wehvoll genug.

Eines Tages wollte Julius Ächtermann einen Baum für die Sägemühle fällen lassen und begab sich mit seinen Leuten auf die längst bezeichnete Stelle, als er mit großer Verwunderung Männer gewahrte, welche Erdarbeiten verrichteten, Felsen sprengten und ein kleines Gewölbe mauerten. Er trat hin und fragte, in wessen Auftrag und zu welchem Zwecke diese Arbeiten verrichtet würden? Man zeigte auf einen Felsen in der Ferne, den fünf große Tannen beschatteten und bedeutete: „mehr könne man nicht sagen." Ächtermann war nicht wenig überrascht, unter den Tannen — seinen geheimnißvollen Gast ruhen und fast andächtig in einem Buche lesen zu sehen. Er saß aber halb abgewendet, so daß Ächtermann auch jetzt sein Gesicht nicht wohl sehen konnte. Ächtermann schien sich ein- für alle Male darein ergeben zu haben, den Fremden in keiner Weise zu belästigen und zu stören, er ging also schweigend und nachdenklich an sein Geschäft und forschte nicht neugierig weiter.

Am folgenden Abend sollte es in den drei Eichen lebhaft genug hergehen. Alle Arbeiter mitsammt ihren Meistern,

welche im Auftrage des Fremden den Tag über fleißig gegraben, gehackt und gemauert hatten, nahmen Nachtquartier in den drei Eichen, aßen und tranken auf Unkosten des Fremden und waren guter Dinge. Dazu kam ein Umstand, welcher zum Leben und zur Fröhlichkeit in den drei Eichen noch Vieles beitrug. Denn kurz vor Sonnenuntergang war die Straße von Degern gegen Laufen herauf der erste schwere Lastwagen gekommen, der vor den drei Eichen Halt machte und daselbst Nachtquartier nahm. Der Fuhrmann, der Wagen und die Pferde waren mit Blumen und Kränzen geschmückt und ganz zu oberst auf der Ladung saß ein lustig maskirter Spielmann, der seine Fidel gar mächtig strich. Es hatte dem Aufzuge nicht an Zulauf gefehlt und alle Fußwanderer, ja selbst zwei Einspänner mit wohlaussehenden bürgerlichen Reisenden, Männern und Frauenzimmern schlossen sich fröhlich den Fröhlichen an und blieben in den drei Eichen über Nacht. Bis zwölf Uhr ging es hoch her. Der Fiedelbogen zog lustige Weisen aus den Saiten, man tanzte und ging dann allerseits wohl zufrieden zur Ruhe.

Klärchen hatte seit langer Zeit heute wieder einen glücklichen Abend gefeiert. „Ich bin beim Muttergottesbild gewesen, Julius" sagte sie nicht ohne Verlegenheit lächelnd: „die besseren Zeiten fangen an: das glaube ich, seitdem der Fremde bei uns ist, das habe ich heute wieder gesehen."

Julius erwiederte mit jenem Vertrauen, welches ihn auch in den schwersten Stunden nicht verlassen hatte: „Unsern guten Tagen müssen die Füße erst wachsen, eh' sie in Gang kommen; ich habe das Schlimme vorausgesehen wie ich das Gute sehe."

Dieses allmählig beginnende neue Leben in den drei Eichen verfehlte nicht, in Laufen Aufmerksamkeit und Neugierde zu erwecken. Es war schon der geheimnißvolle Fremde Vielen ein Gegenstand des Nachdenkens und Kopfbrechens geworden; die seltsamen Erdarbeiten oberhalb den drei Eichen, deren Zweck man durchaus nicht errathen und erfahren konnte, trugen das Ihre redlich bei, die Zungen ungewöhnlich in Bewegung zu bringen; und jetzt sollten auch noch abenteuerliche Aufzüge, Musik und Tanz in den drei Eichen an die Tages- und Nachtordnung kommen — das war nicht gleichgiltig anzusehen. Man wollte auch wirklich in der letzten Nacht, während man zur lustigen Fidel tanzte, Laufener Burschen und Mädchen, ja seblst einige der verschworenen Männer, darunter den Häusler Lorze, gesehen haben, wie sie spähend um die drei Eichen schlichen.

Nun sollten aber die wunderlichen Aufzüge mit jedem Tage häufiger und anziehender werden. Kein Wanderer, kein Einspänner, kein Lastfuhrmann zog die Straße über Laufen, ohne auf irgend eine Weise durch Blumenschmuck oder Maskerade kund zu thun, wie froh man sei, eine neue und so segensreiche Straße über das Gebirge ziehen zu können. Die drei Eichen standen diesem heiteren Sinne gerade recht am Wege; es erwehrte sich selten ein Wanderer oder ein Gefährt ihrer einladenden Gestalt, auch verließ sie Niemand, ohne den besten Eindruck von dem Hause, von den genossenen Speisen und namentlich von den Besitzern der drei Eichen mitzunehmen. „Man zahlt in den drei Eichen wie ein armer Mann und lebt wie ein Herr" hieß es bald in der Gegend und um die Wahrheit dieses Rufes zu erproben,

kamen namentlich an Sonntagnachmittagen bis von Degern und aus einzelnen Höfen des Gebirges Gäste daselbst zusammen.

Eines Tages hielt abermals ein geschmückter Frachtwagen vor den drei Eichen; der Fuhrmann sagte, den Auftrag zu haben, hier ein Stück seiner Fracht abzuladen; der geheimnißvolle Fremde hatte schon früher darauf aufmerksam gemacht und befohlen, eine kleine Kiste, welche der Fuhrmann abladen würde, auf sein Zimmer zu stellen, die übrigen schweren Kisten aber sonst im Hause unterzubringen. Dies geschah denn. Der Fuhrmann schien sich eines trefflichen Frachtgeldes zu erfreuen, denn er zechte gehörig und fuhr dann lustig die Straße weiter; Julius Achtermann, welcher neben Klärchen vor dem Thore stand und dem davonfahrenden Wagen nachsah, sagte jetzt seltsam nachdenklich: „Liebes Weib, Du weißt noch nicht, daß es mit diesen Aufzügen, Blumen und Bändern ein eigenes Bewandtniß hat. Ich habe mich gestern in Degern erkundigt, wer denn eigentlich der Urheber solcher Aufzüge sei, die uns so viel Nutzen bringen? Viele wollten davon nichts wissen, Andere sagten, sie dürften Nichts gestehen und endlich erfuhr ich so viel: ein Fremder, der nur flüchtig gesehen worden, habe Leute bestellt und reichlich Geld hergegeben, daß man alle Wagen, welche über das Gebirge wollten, also festlich schmücke — und zur Einkehr in den drei Eichen bewege. Man hat deshalb mich selbst für den Urheber ansehen wollen, aber ich habe mit guten Gründen diese Meinung widerlegt."

Während dieses kurzen Gespräches stand der geheimnißvolle Fremde hinter einem Fenstervorhang seines Zimmers

und hörte was gesprochen wurde. Jetzt sagte er halblaut und wehmüthig lächelnd vor sich hin:

„Es ist heute der letzte Wagen mit Bändern und Blumen gekommen — er hat Dir, o Klärchen, meine Geschenke, meine Angedenken überbracht . . . So rückt also Eines um das Andere näher — auch die Stunde der Erklärung — auch die Stunde des Abschieds . . .“

Er ging an den Schreibtisch und machte sich bereit, den folgenden Brief nach der Hauptstadt zu schreiben.

VI.

„Mein theurer Pius! Meine stille und unerwartete Abreise aus der Hauptstadt wird Dich betrübt und beunruhigt, den Kreis unserer Bekannten aber in Verwunderung versetzt haben. Du wirst in Sorgen vor meiner Wohnung Dich gefragt haben: Wie? Soll ich zum ersten Male diese Pforte mir verschlossen finden? Soll ich zum ersten Male den liebevollen Empfang des Freundes hier vermissen? Mancher unserer Bekannten wird nachdenklich von der Thüre meiner Werkstätte geschieden sein, die Ahnung kaum bekämpfend: ich möchte mein Uebel genauer als wünschenswerth kennen und, den Pfeil der Schwermuth im Herzen, entflohen sein aus dem Kreise der Geliebten, um ferne und allein, die

Freunde schonend und die Klage meidend, wie ein verwundet Reh in verborgener Schlucht des Waldes zu enden. O mein Pius! Ist das der Gedanke eines unserer Bekannten, ist es Dein schmerzlicher Gedanke gewesen, so wisse denn: er hat Vieles von der Wahrheit enthalten. Ja, ich kenne meinen Zustand, ich weiß daß er hoffnungslos ist; wie die Pendelschläge einer Uhr habe ich die Pulse meines Lebens gezählt und bin darauf gefaßt, eines Tages dem letzten Ringen meines Blutes ohne Kummer zuzusehen und mein müdes Haupt ruhig hinzulegen. Daß ich Dich und die Bekannten so ohne Abschied verlassen habe, Pius, geschah aus Gründen, welche Dir und den Andern einleuchten werden, wenn Ihr einmal Alles wißt; nur so Viel sei Dir jetzt gestanden: ich habe Dich verlassen, um von Dir besser und ruhiger Abschied nehmen zu können. Als ich in der Hauptstadt Hammer und Meißel niederlegte und die Schlüssel meiner Wohnung abgab, da war dort mein Aufenthalt und mein Wirken im Dienste der Freundschaft und Kunst zu Ende. Eines blieb mir noch am Schlusse meines Lebens: an dem Gegenstande meiner reinsten Liebe ein Werk der reinsten Liebe zu vollführen. Deshalb bin ich hier und Du sollst kommen! Eile! eile! Sei Gefährte meiner letzten Stunden! Vertrauter meiner heiligsten Gefühle — werde der Vollstrecker meines letzten Willens! O Freund — Freund! — doch stille jetzt — komme! Alles was Du wissen sollst, werde ich Dir mündlich sagen, sofern noch Kraft und Athem hat der Dich geliebt hat wie Keiner, dessen Herz ausschlagen will in Deinen Armen!“

An demselben Tage, als dieser Brief nach der Hauptstadt abging, erhielt der alte Welf einen von dorther kommenden

packetartigen Brief, welcher nicht nur den alten Welf auf das Lebhafteste überraschte, sondern auch in den drei Eichen und bald im ganzen Dorfe großes Aufsehen erregte. Der Brief war von unbekannter Hand geschrieben und es lagen ihm tausend Gulden in Werthpapieren bei. Welf saß lange Zeit wie starr da und suchte, bevor er den Brief las, eine Vermuthung aufzustöbern, wer denn eine solche Summe Geldes an ihn gesendet haben konnte und zu welchem Ende? Endlich als er durchaus vergebens nachgedacht hatte, nahm er den Brief und las:

„Lieber Martin Welf! Ein gutes Kind ist ein Segen Gottes auf Erden; es ist nicht nur die Freude seiner Eltern, sondern auch die Freude fremder Menschen und verdient den besten Lohn. Seid daher so gut und überreicht mit väterlicher Freude dieses kleine Hochzeitsgeschenk euerm Klärchen und saget ihr einen schönen Gruß vom Unbekannten, welcher dieses sendet."

Welf legte den Brief mit zitternden Händen auf den Tisch und blickte wieder vor sich hin. Ein solches Geschenk von einem Unbekannten so liebreich dargeboten — wie mußte das auf seine Seele wirken, der marmorhart sein Kind so blank als Braut aus seinem Haus entlassen hatte! Es schoß ihm wie ein glühender Stahl durchs Herz. Schon wollte er aufspringen und mit leidenschaftlichem Stolze rufen: „Brauch ich fremdes Geld und fremde Liebe, daß mein Klärchen glücklich werde?" Allein er besann sich wieder und gestand ohne Schonung: daß er bisher wie ein Rabenvater gehandelt und die Stachel, welche sein eigenes Herz verwunden, selber geschmiedet habe. „Das wär' jetzt so eine

Art" dachte er „wenn ich jetzt großthun und meinem Kind sein Heirathsgut aufzählen wollte, weil ein Fremder tausend Gulden sendet — Nein. Ich hab' den Schlechten an meinem Kind gespielt; ich muß auch meine Schande mit dem großen Löffel essen."

Welf schickte sofort zu dem Gemeindevorstande und zwei angesehenen Nachbarn, legte ihnen klar und offen dar, was sich ereignet hatte und bat sie schließlich, ihn zu seinem Kinde zu begleiten. — Es geschah.

Julius Ächtermann kam eben von der Treppe in die Vorderhalle herab, als sein Schwiegervater mit den drei Männern durch das Thor seines Hauses trat. Etwas überrascht, aber ruhig blieb er stehen und sagte:

„Guten Morgen, Schwäher und Mannen aus Laufen — es freut mich euch zu sehen, tretet ein!"

Welf nickte leise mit dem Kopfe, seine Begleiter sagten: „Guten Morgen, Herr Ächtermann" — und sie traten in das Zimmer.

Fritz, der Kellner, fragte und bediente sie mit flinker Eile; Ächtermann aber setzte sich, als er Welfs Wunsch mit ihm zu reden, vernommen hatte, ohne das geringste Zeichen von Leidenschaftlichkeit zu ihnen an den Tisch.

„Lasset Klärchen kommen" sagte Welf nach einer kleinen Pause zu Ächtermann und zog den Brief aus der Tasche.

Klärchen, welches schon durch das Küchenfenster bemerkt hatte, daß der Vater komme und nun besorgt in der Nebenstube stand, um zu hören, was wieder zu dulden wäre, trat sogleich freiwillig in das Gastzimmer heraus und sagte mit bebender Stimme freundlich:

„Guten Morgen, lieber Vater, hier bin ich!“

Welf legte ernst und schweigend den Brief und die Werthpapiere mit einer gewissen Feierlichkeit auseinander und nachdem das geschehen war, sagte er mit einem fast gerührten Blicke zu seiner Tochter:

„Klärchen, hier ist ein Brief mit tausend Gulden angekommen, Beides von einem Unbekannten und für Dich.“ Er schob jetzt den Brief seinem Schwiegersohn hin und sagte: „Ihr leset leichter als wir Alle — les't!“

Ächtermann las den Brief mit lauter Stimme und das Erstaunen war groß und allgemein.

Vor Bewegung und Verlegenheit blaß sagte Klärchen nach einer Weile:

„Ich weiß auch um Gott und aller Engel willen nicht, wer mir so was senden könnte.“

Man saß nun lange in Erwägungen beisammen und entschied natürlich', daß Klärchen das Geschenk annehmen müsse, weil es unmöglich war, es dem Geber zurückzusenden, der weder seine Adresse angegeben noch seinen Namen genannt hatte.

Der Marsch des alten Welf und seiner Begleiter nach den drei Eichen hatte nicht ermangelt, Aufsehen zu erregen und nun drückte sich Mancher nach den drei Eichen, unter dem Vorwande, den Gemeindevorstand sprechen zu müssen; nach Verlauf einer Stunde war in Laufen kein Kind mehr, das nicht von dem Wunder des Briefes und des verspäteten Hochzeitsgeschenkes gewußt hätte.

Ächtermann, der trotz der äußerlich beibehaltenen Schroffheit erkannte, daß Welf mit einem gewissen wohl-

thuenden Gefühle in den drei Eichen verweilte, nahm in einem guten Augenblicke den Gemeindevorstand bei Seite und sagte ihm: „Breitinger, wenn euch mein Weib dann eine Bitte vortragen wird, so gewährt ihr sie, ich ersuche darum.“ Der Gemeindevorstand, der eine gewisse Schwäche für den aus der Küche riechenden Braten fühlte, gestand sich auch in der Stille seines Herzens, daß das Bier in den drei Eichen denn doch etwas ganz anderes sei als im alten Dorfwirthshause, sah einen Augenblick vor sich nieder und fragte dann mit leiser Ahnung: „Was für eine Bitte wird euer Weib vorbringen, Üchtermann?“ Doch in diesem Augenblicke erschien Klärchen nnd sagte:

„Breitinger und ihr Andern, ich bitt' euch, bleibet bei uns für diesen Mittag, ich hab' ein so großes Geschenk erhalten und kann dem Wohlthäter nicht danken — erlaubet mir, daß ich euch eine kleine Freude machen darf. Euch, lieber Vater, lad' ich gar nicht ein, ihr wisset, daß ihr auf keine Weise von uns dürft.“

Welf runzelte die Stirne als wollte er sich zum Widerstande rüsten — sagte aber nichts dagegen; die Uebrigen dachten: „bleibt der Welf, warum sollen wir nicht bleiben?“

Klärchen, gar nicht wartend bis eine Antwort erfolgen würde, schwang sofort ein blendend weißes Tischtuch über einen Nebentisch, ließ dann den Kellner die Gedecke besorgen, während sie freundlich nach der Küche verschwand.

Anfangs lagerte etwas wie drückende Verlegenheit auf den Gesichtern der Männer, die an ihre Heldenthaten im Dorfwirthshause dachten; dann aber heiterten sich die Mienen wieder auf.

Der Breitinger, wohl vermuthend, der Welf sei auf dem Wege der Versöhnung mit den drei Eichen, versuchte wenigstens leise und vorsichtig darüber in's Klare zu kommen, denn er blickte jetzt mit dem ganzen Ausdrucke des Wohlgefallens umher und bemerkte:

„Das muß man eingestehen, schön ist's da und wohl thut's Einem auch da — und es wär' so übel nicht, alle Abend hier sein Glas zu trinken."

Welf bewachte sein Herz und seine Mienen nicht genug, daher fuhr ein Strahl des Vergnügens über seine Stirne.

Dies merkten die anderen Männer kaum, als sie noch unverholener in Lobeserhebungen ausbrachen.

Als aufgetragen und zwischen den Tellern Weingläser bemerkbar wurden, da ließ man selbst die Mienen Welfs ihr Spiel nach Belieben treiben: der Breitinger und seine Genossen entwickelten auf eigene Faust und Gefahr hin ihre freundschaftlichste Meinung über Alles und Jedes in den drei Eichen.

Das Essen war herrlich; auch ging es bald sehr lebhaft dabei her. Der ungewohnte Wein und die artige Zusprache Ächtermanns und Klärchens stiegen den Gästen bald erheiternd zu Kopfe. Welf war stille, fast verschlossen; nur zwei Male vergaß er sich so weit, daß er that als wäre er zu Hause: er nahm einmal die Schüssel mit dem Kalbsbraten und bot ihn wie der Wirth des Hauses seinem Nachbar zur Rechten an; und als ihm später einmal von dem Schwiegersohne freundlich eingeschenkt wurde, sagte er in Gedanken:

„Dank, Dank, lieber Ächtermann."

Nach Tische wurde noch schwarzer Kaffee — wieder etwas

Neues „Nervenstärkendes“ geboten und eine gehörige Kanne davon angenommen.

Welf spürte, daß ihm etwas viel Leben und Freudigkeit in den Gliedern stack; um also von den „Fremden“ am Tische nicht „errathen“ zu werden, nahm er Klärchens Bitte, ihr in's Nebenstübchen zu folgen, bereitwillig an.

„Du tausend — liebe, starrköpfige, goldene Wirthin von Dreieichen“ sagte er draußen mit Lustigkeit und Rührung: „Ich seh' schon, wenn man sich nicht um dich wehrt, wirst du Einem zuletzt ganz und gar entwendet: — so Viele haben dich lieb! . . .“

Klärchen wollte ihm etwas freudiges darauf erwiedern, besann sich aber und sagte:

„Wollt ihr heute nicht Alles im Hause sehen, Vater? Ihr sollt ja doch nicht zuletzt erfahren, wie's in den drei Eichen aussieht.“

Welf ging mit ernsten, unsichern Schritten hinter Klärchen durch alle Räume des Hauses und verhehlte seine Freude über die Reinlichkeit und Einrichtung desselben nicht.

„Nur Eines ist noch nicht da“ sagte er, mit Klärchen wieder zur Gesellschaft zurückkehrend — „Eines: dein wahres Heirathsgut ist noch nicht da.“

Nach diesen Worten trat er gewaltig ernst in das Gastzimmer, nahm seinen Hut und ging schweigsam mit seinen schwer „betackelten“ Freunden nach Hause.

Natürlich war während des Essens einige Male auf das Wohl des unbekannten Gebers der tausend Gulden getrunken worden.

Jetzt setzten sich Klärchen und ihr Mann lange in ver-

traulichem Gespräche hin und suchten die geheimnißvolle Person zu errathen.

Doch vergebens. Nur Klärchen fuhr einmal ein überraschender Gedanke durch den Kopf; sie verschwieg ihn aber, da er ihr gleich darauf doch wieder allzu wunderlich vorkam. Schließlich sagte Achtermann noch: „Ich möchte fast glauben, der geheimnißvolle Veranstalter der festlichen Aufzüge von Degern hieher und der Sender der tausend Gulden sind eine und dieselbe Person.“

Einige Tage später hielt die Post vor den drei Eichen und ein junger Mann stieg aus, der lebhaft nach dem Fremden fragte, welcher im Gasthause wohne. Man wies ihn die Treppe hinauf — und im nächsten Augenblicke lagen sich zwei Freunde in den Armen. Der eben Angekommene war einige Jahre älter als der geheimnißvolle Fremde, schlank und kräftig von Gestalt, blühend von Aussehen und seine ganze Erscheinung zeigte von sorgfältiger Bildung, die in sein Wesen veredelnd übergegangen war. Es war ein schmerzlich freudiges Wiedersehen; doch faßte man sich bald und setzte sich ruhig neben einander auf das Sopha. Der eben angekommene Freund bemerkte dann:

„Hier also, mein Theurer, so weit von der Hauptstadt, von den Freunden, von der Welt hättest du noch ein so wichtiges ernstes Lebenswerk zu verrichten?“

Der Angeredete nickte lächelnd mit dem schönen blassen Haupte und erwiederte:

„Ja, mein Pius, hier so weit in den Bergen soll Etwas geschehen, das unter allen meinen Lebenswerken nicht das unbedeutendste ist . . . Doch stille jetzt; dich hat die Reise

hungrig und müde gemacht; genieße Etwas, stärke dich, wir scheiden ohnedies nicht so eilig wieder — und du wirst Alles hören."

Nun wurde zu essen und zu trinken bestellt und die Freunde suchten über Dinge anderer Art mit Fassung und liebevoller Schonung zu reden . . .

Einige Stunden später erhob sich unser geheimnißvolle Freund, nahm seinen Hut, schwang seinen Mantel um die Schultern und verhüllte sich bis über das Kinn mit demselben. Darüber äußerte der Freund sein Verwundern und erhielt zur Antwort: er werde sich die Erklärung bald selber machen können. So gingen sie denn schweigend aus dem Hause und schritten langsam hügelan. Pius konnte nicht umhin, seine Freude über die herrliche Gegend, die schöngeformten Bergeshäupter, die Felsen, Wälder und Thalgründe auszudrücken und zu fragen: ob sein Freund diese Gegend schon früher gekannt und gesehen habe?

Dieser erwiederte:

„Natürlich, natürlich. Ist sie doch eine Art Heimath mir gewesen; habe ich doch hier die schönsten Jahre der Kindheit, die zartesten Regungen meines Herzens erlebt — ich kenne diese Gegend nicht nur, ich liebe sie als meine einzige Heimath, als den theuersten Fleck auf dieser Erde!" Pius horchte verwundert auf und meinte, der Freund werde nun den Augenblick benutzen und diese Worte als Einleitung gelten lassen für die weiteren Eröffnungen, die er noch zu machen hatte, allein dieser sagte nur: „Wenige Schritte noch, mein Freund, du siehst die schöne Gruppe von Tannen — dort sitzen wir hin, dort sollst du Alles hören."

Während sie weiter gingen, konnte Pius nicht umhin, mit Schmerz die stille Betrachtung zu machen, daß sein Freund an körperlicher Kraft seit Kurzem außerordentlich abgenommen habe. „O welch ein Verlust für mich, für die Kunst, für die Welt" klagte sein Herz im Stillen — „eine so herrliche Geisteszierde muß dahin gehen, so rastlos hastig dahin gehen! weil der Bau des Tempels zu schwach ist, ihn länger zu beherbergen!"

Beide hatten bald eine passende Stelle erreicht und ließen sich nieder, ihre Rücken gegen die Berge, ihr Angesicht nach Laufen in das Thal gerichtet; — der junge Fremde erzählte:

VII.

„Ich bin ein Waisenkind. Meine Mutter hat mich ausgesetzt, als ich kaum geboren war, mein Vater hat sich nie nach mir erkundigt: ich darf nun sagen, daß ich nicht weiß, was Vater und Mutter heißt. Ich würde auch nicht wissen, was eine Heimath sagen will auf Erden, hätte mir diese Gegend hier nicht den Werth einer Heimath erhalten durch einige süße Tage früher Jugend . . . Die sechs ersten Jahre meines Lebens habe ich im Waisenhause zugebracht; was das heißen will, das magst du selbst ermessen; als ich das sechste Jahr erreicht hatte, wurde mir angekündigt, ich hätte

mich bereitzuhalten, um aus der Stadt auf's weite Land gebracht zu werden. Ich that wie mir befohlen und wurde mit fünf anderen Schicksalsgenossen auf ein Wägelchen gepackt und auf das Land verfahren, um irgendwo bei unbekannten Menschen ein wohlthätiges Dach zu finden. Wir fuhren zwei Tage und Nächte in einem fort, ich glaubte schon, wir würden eines Tags an's Weltmeer kommen und kurz und gut in's Wasser geworfen werden, um wenigstens dort eine Ruhestätte zu finden. Da hielt das Wägelchen endlich am Fuße eines Gebirges in einem hübschen freundlichen Städtchen, wir durften absteigen und es wurde uns verkündet: hier würden wir untergebracht werden. Ich weiß noch recht wohl, wie wir hierauf in einer kleinen dumpfigen Stube unseres Schicksals harrend dasaßen, enge zusammengedrückt als hockten wir noch immer, starr an allen Gliedern, auf dem Wägelchen; mein Herz war von Erwartung und Angst gefoltert, daß man Jemand zwingen könnte, mich aufzunehmen, schon sah ich im Geiste meinen Eigenthümer schreiend und fluchend hereinstürzen, mich anfahren, beim Arme nehmen und mit sich fortführen. Nach Verlauf von einer halben Stunde trat unser Fuhrmann und ein alter pensionirter Offizier herein und dieser nahm den ältesten von meinen Kameraden mit sich. Dieser ging schweigend und zitternd fort und wagte nicht zu weinen, obwohl sein ganzes Angesicht vom Weh des Abschieds zuckte. Nach einiger Zeit trat eine bejahrte Frau herein, die freundlich unsere Reihe auf und nieder guckte, endlich vor dem Knaben neben mir stehen blieb, ihn eine Weile lächelnd ansah, ihn bei der Hand nahm und dann sagte: „Komm, mein Kleiner, dich will ich nehmen,

mach' mir künftig Freude." Diese freundliche Art in Wort und Betragen des Mütterleins erleichterte auch unser Herz, denn wir sahen, daß es gute Menschen in der Fremde gebe. Jetzt saßen wir noch zu Vier auf der Bank; da, wo eine Lücke entstanden war, blieb sie offen, denn wir vermochten uns vor Weh und Furcht nicht zu regen. Noch eine und eine halbe Stunde vergingen, ein Schicksalsgefährte um den andern wurde endlich abgeholt; ich blieb zuletzt allein noch übrig. Es ging schon gegen Abend; mein Fuhrmann schritt verdrießlich aus und ein, er wäre schon gerne wieder davongefahren, aber er durfte nicht fort, bevor er mich angebracht hatte, im schlimmsten Falle mußte er mich in das Armenhaus zurückbringen. Ein sehr altes Mütterchen brachte mir eben ein Schälchen Suppe, als auf einmal draußen schwere Schritte und rauhe Männerstimmen hörbar wurden. Einige große, gewaltig ernste und wie es schien, etwas angetrunkene Bauern traten herein und der gewaltigste von ihnen blieb knapp vor mir stehen. Er hatte eine Pfeife im Mund, in der linken Hand einen schweren eisenbeschlagenen Stock; so blickte er mich mit einer Art Freundlichkeit an, die noch immer finster genug aussah. Seine Begleiter schienen nicht ohne Schelmerei zu drängen, mich zu nehmen, denn, sagten sie, seit dein Weib todt ist, hast du doch keine Hoffnung mehr, einen bessern Jungen zu kriegen. Er aber schaute mich noch immer scharf und aufmerksam an, ohne ein Wort zu sagen. Aus Angst und Verwirrung blickte ich wahrscheinlich flehend genug zu ihm auf, so daß der beinahe finstere Mann endlich meine Hand ergriff und milder als er aussah, sagte: „Komm, mein Kind, fahr' heim mit mir, wollen's mit einander probiren."

Er ließ mir zu essen und zu trinken geben, dann setzten wir uns auf ein Wägelchen mit weichem Sitz und fuhren davon; ich weiß nur noch, daß wir aus der Ebene nach den Bergen und durch Hohlwege und Schluchten fuhren, die um so schrecklicher schienen als die Nacht inzwischen immer tiefer herniedersank. Ich verließ mich auf Gottes Schutz und auf die kräftige Hand des neuen Pflegevaters neben mir, der schweigend und nachdenklich den riesigen Schimmel lenkte, dessen kräftiges Doppelkreuz ein stetes Ziel meiner Bewunderung war . . . Endlich schlief ich ein — und erwachte erst wieder, als ich mich in meiner Heimath unter Dach befand . . . "

Hier hielt der Erzählende einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort:

„Das Leben manches Menschen ist das traurige Gegentheil von dem Leben jener Glücklichen, die von den Armen der Freude bei ihrer Geburt schon aufgefangen, freundlich durch alle Stürme des Lebens getragen und endlich fast heiter zur ewigen Ruhe gelegt werden. Was der flüchtige Schatten des Schmerzes bei Diesen ist, das ist ein flüchtiger Schein des Glückes bei Jenen; Tag und Nacht widersprechen sich nicht schärfer als solche zwei Menschenleben . . . . Und so kann auch ich nur sagen, die Tage, welche ich in dem Hause meines neuen Pflegevaters zugebracht habe, seien ein solcher traumartiger Freudenschein im langen Dunkel meines übrigen Lebens gewesen."

Bei diesen Worten blickte der Erzähler nach dem Dorfe und sagte weiter:

„Dort unten im letzten Hofe des Dorfes — ein Flug Tauben erhebt sich eben und kreis't über dem Dache in

schnellen Wendungen — dort, mein theurer Pius, hatte mir ein flüchtiges Glück einen holden Schauplatz der Kindheit aufgeschlagen und so kurz auch meine Freuden dort geblüht, so dauernd ist die erste Frucht geworden, welche ich von da aus für mein ganzes Leben gewonnen habe . . . Mein Pflegevater, der noch lebt und dem ich noch ein langes frohes Leben wünsche, heißt Martin Welf; er gehört wohl unter die wunderlichsten Menschen, die es gibt. Sein Charakter hat viele Härten, aber es sind Härten eines Diamants; er scheint schroff, gewaltsam, mürrisch, aber sein Herz ist besser als der äußere Schein, seine Absicht häufig milder als gewöhnlich seine That. Welf ist sehr wohlhabend, hat nur ein einzig Kind, ein reizendes gutes Töchterlein — die jetzige Wirthin von Dreieichen . . . O Pius! Es hat eine Zeit gegeben, wo ich diesen Welf aus ganzer Seele Vater genannt habe — es wäre möglich gewesen, daß mir diese Bezeichnung jetzt noch mehr als sonst gestattet wäre — aber Trauriges ist vorgefallen und ich muß von ihm als einem Fremden reden . . . Welf hatte mich in keiner anderen Absicht in das Haus genommen, als mich für die Landwirthschaft „zurecht zu machen" und mich einst als seinen treuen Oberknecht in seinem Hause zu verwenden. Das war wohl ganz natürlich, denn ein Waisenkind hat keinen Grund, sein Loos sich wählerisch zu suchen. Allein ich war noch jung; viel zu jung für eine wirkliche Verwendung in dem Hause. Ohne daher gerade aufgemuntert zu werden, mich nach und nach wie ein Kind des Hauses zu geberden, ergab sich das doch wie von selbst. Welf ließ mich fleißig die Schule besuchen, hatte nichts dagegen, daß Klärchen, sein wunderholdes Töchterlein

und ich wie Geschwister lebten, daß wir mit einander unsere Kinderspiele spielten und uns ganz zur angenehmen Gewohnheit wurden. Endlich, nach Verlauf einiger Jahre, als sich leider zeigte, daß eine kränkliche Anlage meinen Körper in jenem kräftigen Gedeihen hinderte, welches nöthig war, um später mich für die schweren Arbeiten der Feldwirthschaft tauglich zu machen — endlich schüttelte Welf bedenklich den Kopf; einen brauchbaren Burschen und Knecht konnte er aus dem schmächtigen Knaben sich nicht entwickeln sehen und für anderweitig die förmliche Sorge eines Vaters zu übernehmen, dazu war er nicht entschlossen; leider lebte auch sein gutes Eheweib nicht mehr, das vielleicht schon aus gewohnter Vorliebe für ein lange gepflegtes Kind, es unter keiner Bedingung mehr in fremde Hände gelassen hätte . . . Einst war Welf über Nacht in Degern, demselben Städtchen, wo er mich zum ersten Male gesehen hatte; seine Gesellschaft war belebt und die Rede ging abermals von den vielen Waisenkindern, welche wieder unter Dach gebracht werden sollten; da traf sich's, daß dem Welf der Antrag gemacht wurde: seinen kleinen Anton, wie man mich zu nennen pflegte, für einen kräftigeren Knaben umzutauschen, der künftig besser für sein Hauswesen passen würde. Welf ging ohne Weiteres den Kindertausch ein, erhielt einen körperlich wohlgerathenen Knaben in's Haus und ich wurde aus dem heimisch gewordenen Boden wie ein schwaches Pflänzlein losgerissen und in fremdes Land versetzt . . ."

Der Erzähler stützte sein blasses Haupt in seine Hand und fuhr nach einer Pause wieder fort:

„Ein solches Weinen und Schreien wie damals, indem

man Klärchen und mich gewaltsam trennte, hatte Welfs Haus noch nicht gehört. Aber Welf war nicht der Mann, dem Kindergeschrei einen Einfluß auf seinen Entschluß zu gestatten, ja gerade weil es mit der Neigung der Kinder schon so weit gekommen war, mußte bei Zeiten Luft gemacht werden ... Ich kam zu einem Zimmermaler nach Degern. Weil ich aber jede Woche wenigstens einmal davonlief und immer wieder bei Welf abgeholt werden mußte, vertauschte mich der Zimmermaler bald nachher wieder an seinen Bruder in der Hauptstadt, der eine Aufseherstelle in der Akademie der freien Künste bekleidete. Hier war mir nun für Jahre lang die Brücke nach Laufen abgebrochen. Man glaubte schon, ich werde nun dahinwelken und alle Pflegevaterschaft auf Erden überflüßig machen; allein ich erholte mich bald so weit, daß ich wenigstens Beweise eines bestimmten Talentes zeigen konnte — und eines Tages sah ich mich zu meiner Freude und Ueberraschung zum Bildhauer bestimmt. Bald sollte auch ich die große Zufriedenheit meines Pflegevaters und meiner Lehrer erregen und ich ward in der That vom Geiste der Kunst wie von einem wunderbaren Drange ergriffen und in sein Bereich mit Macht gezogen. Das wachsende Lob der Lehrer und später die Preise, welche ich gewann, verbreiteten einen Ruhm um meinen Namen, der sich bald auch bis hin zu Vater Welf verbreitete. Allein dieser bemerkte nur: „Soll mich freuen, wenn Alles so ist" und hüthete sich wohl, seinem Klärchen von dem armen Anton zu erzählen. Denn, dachte er und sagte es wohl auch gelegentlich, man muß so aufgeklaubten Wesen nicht selber die Leiter anlegen, daß sie Einem unberufen in's Haus steigen.

Allein ich hatte außer meinen Arbeiten immer noch keinen heißeren Gedanken als den an mein Klärchen. Wachend und träumend war meine Sehnsucht bei ihr und ich beschloß, sie einst, wenn sie größer und ich reich sein würde, in einem schönen Wagen abzuholen und nicht mehr von meiner Seite zu lassen. Um auch bei Klärchen recht in Erinnerung zu bleiben, schrieb ich einst an ihren Vater einen langen, langen Brief mit vielen schönen Grüßen an Klärchen. Allein der alte Welf steckte den Brief verdrießlich ein und sagte Klärchen kein Wort davon. Mir aber ließ er sagen, ich sollte es jetzt gut sein lassen, es werde kein Brief mit meiner Handschrift mehr angenommen. Ich schrieb nun freilich nicht mehr; allein was ich litt, das wäre schwerlich auszusprechen. Wie ein stiller Engel schwebte nur Klärchens Bild vor meinen Blicken und mein Bestreben, einst ein angesehener Herr zu werden, um Klärchen holen zu dürfen, kannte keine Grenzen. Jahre gingen dahin; ich rang mächtig vorwärts in der Kunst und Ehren und Auszeichnungen, die Du kennst, wurden mir zu Theil. Eines Tages kündigte mir mein Pflegevater an, er wolle nach Degern zu seinen Verwandten reisen und ich könne ihn begleiten. Ich war schnell und mit Entzücken entschlossen: ich sollte Laufen wieder sehen — Klärchen wieder sehen! Die Koffer waren gepackt, die Plätze auf der Post waren genommen, als ich in der Nacht von einem heftigen Fieber ergriffen wurde, das mich fünf volle Monate an das Krankenlager fesselte. Ich war schon damals meinem Tode nahe; allein ich erholte mich wieder — — um später zu erfahren, daß ich unrettbar an den Folgen jener Krankheit leide und nur wenige Jahre noch zu leben habe . . . O Freund!

In den Kummer dieses entsetzlichen Bewußtseins versetze Dein Gemüth! .. Ich weiß nicht, wie ich einen solchen Schmerz auch nur Tage und Wochen ertragen haben könnte, wenn ich nicht die herrliche Trösterin meines Herzens: die Kunst zur Seite gehabt hätte. Ihr sollte mein Leid zu schönen Früchten verhelfen. Mit einem bis zur verklärtesten Resignation durchgearbeiteten Gemüthe beschloß ich nun, mein kurzes Leben noch rastlos im Dienste der Kunst und treu in der Verehrung meines Herzensbildes zu verbringen. Klärchen je zu besitzen, hoffte ich nun freilich nicht mehr, aber ihr Bildniß stellte ich im Tempel meines Herzens auf und widmete ihm heilige Verehrung. Die Geliebte selbst wollte ich nun nicht mehr sehen; eine Leidenschaft für mich sollte in ihrem Herzen nicht mehr angefacht werden; Klärchen hatte noch eine irdische heitere Aufgabe im Leben; mein war nur noch das verklärte Streben nach der Unsterblichkeit künstlerischer Schöpfungen, die ich auf Erden zurücklassen konnte ... Indessen blieb ich nicht ohne Nachrichten über Klärchen. Ich hatte Mittel und Wege gefunden, über ihr Aufblühen und Leben stets und ohne Aufsehen den besten Bescheid zu erhalten und während ich so mein eigenes Bild in ihrem Gedächtnisse erlöschen ließ, erneuerte ich meine Erinnerung an Klärchen so lebendig, daß ich meinte, sie nie leibhaftiger vor Augen gehabt zu haben ... So ging ein Jahr nach meiner Genesung dahin, als eines Tages die Sehnsucht, Klärchen doch noch einmal zu sehen, übermächtig in mir erwachte und mich fast willenlos zu ihrer Befriedigung fortriß. Ich wollte Klärchen auf geheimnißvolle Weise wieder sehen, ohne selbst gesehen oder wenigstens erkannt zu werden. Ich hatte ge-

hört, daß Klärchen jetzt in Ächtermanns Gasthause zu Degern wohne, um das Kochen gründlicher zu lernen; hier war also die trefflichste Gelegenheit, der Geliebten nahe zu sein, sie zu sehen und bei einiger Vorsicht ungesehen oder unerkannt zu bleiben. Ach, jetzt hätte es in Erfüllung gehen können, was mein Knabenherz so reizend einst bewegte; mein Ruf und mein Fleiß hatten angefangen, mich in Verhältnisse zu bringen, die es mir wohl möglich gemacht hätten, in einem schönen Wagen mein Klärchen abzuholen; — allein es war vorbei, vorbei für immer mit diesen Träumen! . . . Ich kam in Degern an. Im Hause Ächtermanns nahm ich Quartier und blieb daselbst acht volle Tage. Wirklich traf und sah ich hier nun Klärchen — und wie viel schöner, herrlicher mußte ich sie wieder sehen! O welche Tage! welche Stunden! Welches Weh' und welche Wonne! Schon wollte ich wieder abreisen, den Eindruck eines süßen Traumes mit mir nehmend — als ich einer tiefen Erschütterung fast erlag. Denn eines Abends — der Mond stand voll und hell am Himmel — trat ich in Ächtermanns Garten hinter dem Hause, um mich eine Stunde im Freien zu erquicken, als ich flüsternde Stimmen hörte und darunter die Stimme Klärchens erkannte. Die Stimmen kamen aus der nahen Laube — und ich trat näher; — in der Laube saß Klärchen vertraulich plaudernd neben dem jungen hübschen Sohne des Wirths, beide hielten sich herzlich und beglückt an den Händen und sprachen — wenn nicht von ihrer Liebe, doch in einem so liebevollen Tone von Dem und Jenem, daß nur allzuklar zu sehen war: sie liebten sich und waren für alle Zukunft über ihre Neigung einig . . ."

Eine lange Pause entstand, bis der Erzähler seine Fassung wieder fand und also fortfuhr:

„Eine schwere Nacht kam über mich. Alle Leidenschaften einer von Eifersucht gepeinigten Seele erwachten und wollten von einem freiwilligen Verzichten und Dulden nichts wissen. Ich faßte mit wüthender Seele ins Auge, wie lange es her war, daß ich Klärchens willen litt und hoffte, mich im Schweiß des Angesichts bestrebte, ihrer würdig zu sein und ihre Hand endlich zu erreichen; — es war vergebens geblieben, ein unverdientes schreckliches Verhängniß griff mit tödtender Hand nach meine Hoffnungen und sie welkten dahin! Und hier, hier mußte ich auf einmal sehen, wie ein lächelndes Geschick einen andern Jüngling meines Alters zärtlich an der Hand nahm und ihn mit Klärchen zusammenführte. Er hatte vielleicht nie einen Hauch des Kummers um Klärchen verspürt, vielleicht nie eine schlummerlose Sorgennacht um sie erlebt — welch ein schneidender Unterschied in den Schicksalen der Menschen! Welche schauderhafte Gewaltthätigkeit wüthet hier verheerend durch das Paradies eines Herzens, ohne Jemand Rechenschaft zu geben und welcher Segen strömt dagegen dort wieder ohne faßbaren Grund auf die Freudenpflanzung eines andern! .. Doch was klage ich, was klage ich jetzt noch, wo ja lange her Alles vorüber und ertragen ist ... Ich ergab mich auch damals endlich drein; mein Geist überwand des Blutes schwere Stürme. Ich kehrte nach der Hauptstadt zurück, fest entschlossen, meine Blicke für immer von solchen Hoffnungen und Ansprüchen des Lebens wegzuwenden und der Kunst mein ganzes Herz, mein Sinnen, Denken und Hoffen fortan zu widmen. Und

sie war nicht undankbar, diese dreimalheilige Freundin und Begleiterin des Lebens; sie wurde mein bestes Glück im Glücke, mein Segen im Unglück; nicht nur beschäftigt, nicht nur zerstreut hat mich die Kunst: sie hat meinen Schmerz verklärt, mein ganzes Wesen verwandelt . . . Dies, mein Pius, soll ich nun vor meinem Ende noch beweisen. Sei mir behilflich hierin, denn ich weiß nicht, in welcher nächsten Stunde mein Herz ausbeben, diese Pulse nicht mehr schlagen werden" . . .

Der junge Fremde erzählte nun, wie er seit dem erschütternden Erlebnisse in Degern lange Zeit keine Erkundigungen über Klärchens Schicksale eingezogen habe; erst vor einigen Wochen habe er wieder einmal nachfragen lassen und erfahren, daß Klärchen Wirthin von Dreieichen geworden und zwar — unter welchen Umständen. Seine Besorgniß, daß es dem guten Kinde übel ergehen könnte, bewog ihn, von nun an neue Erkundigungen einzuziehen und so kam es, daß er bald über Alles in den drei Eichen unterrichtet war. Da er um diese Zeit die jähe Abnahme seiner Lebenskräfte fühlte, so entschloß er sich bald für seine letzte Lebensarbeit: der Wohlthäter der einst so feurig verehrten Tochter Welfs zu werden. Die tausend Gulden, welche der alte Welf so geheimnißvoll erhalten, die festlichen Aufzüge, welche von Degern her veranstaltet waren und den drei Eichen schnell einige Berühmtheit verschafft hatten, waren von ihm ausgegangen.

Er vermochte übrigens noch mehr; sein Lehrer, ein berühmter Bildhauer, hatte ihn zum Erben eines Theils seines bedeutenden Vermögens gemacht, so daß er ohne andere

Hilfe ganz wohl die Mittel in Händen hatte, Klärchens Zukunft sicher zu stellen.

Lange noch saßen die Freunde im vertraulichen Gespräche beisammen; es wurden außer den erwähnten Gegenständen auch noch Dinge sehr geheimnißvoller Art verhandelt, die wir wohl hier mittheilen würden, wenn sie nicht später einer besonderen Betrachtung gewürdigt werden müßten.

Es war ziemlich dunkel geworden, als die Freunde Abends Arm in Arm und von den lebhaftesten Gefühlen bewegt, nach den drei Eichen zurückkehrten.

VIII.

Am folgenden Tage schlich ein Mann seltsam forschend um die drei Eichen. Bald sah er nach dem Hausthore des Gasthofs als wollte er jeden Aus- und Eingehenden genau beobachten; bald sah er wieder zu den Fenstern des ersten Stockes auf, wo die beiden Fremden eingemiethet waren. Da nun oben kein Kopf am Fenster zu sehen war und durch das Thor zufällig Niemand ein und aus ging; so schlich er zuerst näher an's Hinterthor des Hauses und blickte über die Mauer des Hofthores, ob er etwa den Hausknecht sehen und bei Seite winken könnte, der Hausknecht aber sang und pfiff abwechselnd heitere Weisen im nahen Pferdestall

und wäre höchstens durch großes Lärmen oder lautes Rufen herbeizuziehen gewesen. Aber das unterließ der Lauscher wohlweislich. Er stieg vom Thorsteine herab, dachte einige Augenblicke nach, steckte ein Brieflein, das er in Händen hatte, wieder sorgfältig ein und ging dann, wahrscheinlich im Begriff, einen neuen Operationsplan auszuführen, um das Haus herum und geradezu durch das vordere Thor nach der Gaststube zu ebener Erde.

„Ei, Lorze" sagte der Kellner, einen langen Trinktisch spiegelblank abwischend — „das ist ja ein himmelblaues Wunder, euch einmal in den drei Eichen zu sehen!"

Der Häusler Lorze (denn er war der dunkle Forscher am hellen Tage gewesen) rückte seinen Hut pfiffig lächelnd gegen ein Ohr, setzte sich an den blanken Tisch und sagte, sich mit großen wohlgefälligen Augen in dem hellen schönen Zimmer umsehend:

„Ein Seidel Bier und einen Weck mit Kümmel obenauf, Herr Fritz; warum nicht kommen? Habt ihr's doch schöner hier als ich daheim."

Der Kellner ging lachend hinaus, um das Verlangte zu holen und Lorze suchte mit einigen freundlichen Worten Anker zu werfen in der Aufmerksamkeit eines scheinbar recht nachdenklichen Arbeiters, der am unteren Ende desselben Tisches saß. Denn der Arbeiter gehörte zu denjenigen, welche im Dienste des jungen Fremden oberhalb der drei Eichen die geheimnißvollen Arbeiten verrichteten. Durch diesen hoffte Lorze einige Nachrichten einzuziehen über das unbegreifliche Bauwerk. Der Arbeiter aber schien weder lustig noch redselig, noch zugänglich für Schmeicheleien zu sein;

bei gleichgiltigen Fragen sagte er „Ja"; bei wichtigen Fragen sagte er „Ich weiß nicht" und um den lästigen Frager endlich ganz los zu werden, sagte er endlich: Lorze solle den Fremden selber fragen.

Lorze dachte: „So was thäte ich wohl am liebsten, wenn nur dieser Geisterschatten zu fassen und zu halten wäre!"

Jetzt steckte der Arbeiter das letzte Stück Brod in den Mund, trank den Rest seines Glases aus und ging mit einem eisernen „Greifer" wie ihn Packknechte zu führen pflegen, aus dem Zimmer.

„Wo'naus geht denn die Fuhre da vor dem Fenster" fragte nun Lorze den Kellner, der fleißig Gläser schwenkte.

„Vor der Hand geht sie gar nicht 'naus, denn sie steht noch fest wie ihr seht" erwiederte der Kellner.

Lorze trank und sagte dann: „Lustig! lustig! Aber wohin wird sie später gehen?"

„Je nun — ist der Fuhrmann ein Esel, so zieht er das Querholz unter den Rädern weg, bevor die Pferde angespannt sind, dann lauft der Wagen den nächsten Weg in's Thal; spannt er aber die Pferde vorsichtig erst an den Wagen — nun so wird der Wagen wohl seiner Nase, der Deichsel, nachgehen."

„Immer lustiger! Immer zu!" sagte Lorze, durchaus nicht „abgeschirrt" wie man sagt.

„Und wo" fuhr er fort „wo wird denn abgeladen werden?"

„Vorn oder rückwärts oder rechts oder links am Wagen — Gott straf' mich, so mir recht ist!"

In diesem Augenblicke hörte man Pferde aus dem Hin-

terhof durch den Thorgang führen und bald darauf erschien der Hausknecht mit denselben vor dem kleinen Lastwagen und spannte an.

Lorze ersah ihn kaum, als er Hut und Glas und Weck im Stiche ließ und wie der Blitz zur Thüre hinausfuhr und sich geheimnißvoll an des Hausknechts Seite stellte.

„Der Storchschnabel sucht was im Rohr“ sagte der Kellner und sprang an's Fenster; er sah richtig, daß Lorze dem Hausknecht etwas in's Ohr sagte und ihm dann einen Brief und eine Münze in die Hand drückte.

„Du blitziges Donnerwetter! Du meilenlange Giftpflanzung! Du Mistbeet des Teufels! Du Sämerei der Hölle — was?“ rief der Kellner plötzlich ernsthaft: „wart' ich will Dich Brandschriften und Geld austheilen!“

Diese Worte hörte Julius Ächtermann, welcher eben in das Zimmer trat.

„Ei, Fritz“ sagte er „Dir könnte eine Kapuzinerpredigt gelingen. Was wetterst Du so lästerlich?“

Fritz wendete sich noch in vollem Zorn gegen seinen Herrn und erzählte, was eben vorgefallen war. „Sehen Sie, Herr Ächtermann“ fuhr er fort: „der Hausknecht sieht noch immer bald auf den Brief, bald auf das Handgeld und ist verwirrt wie hinters Ohr geschlagen.“

Ächtermann trat an's Fenster und sagte: „Gut, Fritz. Bleib' Du ruhig bei der Arbeit, für das Andere will ich sorgen.“

Gleich darauf kam der Häusler Lorze wieder in das Zimmer und setzte sich ganz ausnehmend heiter an seinen frü-

heren Platz, während Ächtermann wie in Gedanken auf und ab ging.

„Herr Ächtermann" sagte Lorze, der nicht lange schweigen konnte — „die Fuhre draußen soll wohl über das Gebirg?"

„Nein, sie geht nur eine halbe Stunde Wegs bergauf. Sie bringt, ich weiß nicht was? zu dem wunderlichen Erdbau droben."

Lorze trank und fuhr fort:

„Aber, Herr Ächtermann, Wagen und Pferde sind doch die Ihren und Sie sollten die Fracht nicht kennen?"

„Lieber Lorze, ich guck' den Leuten weder in die Koffer, noch in die Wirthschaft, noch in das Herz, wenn sie's nicht haben wollen."

Lorze nickte und schwieg eine Weile, dann trank er aus, um den Kellner einen Augenblick aus dem Zimmer zu bringen und sagte, indem er aufstand und sich stets in der Richtung, in welcher Ächtermann das Zimmer auf- und abschritt, an der Kante des langen Tisches hin und zurück schob —

„Eigentlich, Herr Ächtermann, bin ich hier — mit einem schönen Gruß und Auftrag."

„Heraus damit" erwiederte Ächtermann, im Zimmer ruhig auf und nieder schreitend.

Also berichtete Lorze:

„Herr Ächtermann, unser Dorfwirth in Laufen, Mathes Schelter, hat mir aufgetragen, mit Verlaub einen schönen Gruß zu sagen und zu fragen, ob, mit Verlaub — gerade weil er, sagt er, doch einmal alt und des Schänkens und des Biertrubels überdrüßig ist — ob er, wenn er gesonnen wäre,

darauf rechnen könnte, mit Verlaub, daß Sie, Herr Ächtermann, mit Verlaub sei es gesagt: sein Prifileg an sich kaufen und so auf kurze und gute Art, sagte er, mit Verlaub, die ganze Geschichte zu Ende bringen wollten — Verlaub . . ."

Ächtermann lächelte und ging wie zuvor im Zimmer hin und wieder; nach einer Weile sagte er:

„Mein lieber Lorze, der Mathias Schelter will von seinem Hauswesen, wie er mir gesagt hat, nicht um seiner Seelenseligkeit für einen Kreuzer Werth verkaufen; ein Mann muß bei seinem ersten Worte bleiben!"

Lorze setzte sich mit wunderbarer Schnelligkeit wieder auf seinen Platz, that sehr ernsthaft und sagte mit dem Tone erzwungener Zustimmung: „Da muß ich Ihnen schon Recht geben, Herr Ächtermann — mit Verlaub, das wär' auch meine Meinung — hm, ich hab' jetzt meinen Auftrag ausgerichtet."

In diesem Augenblick trat der Hausknecht schwerfällig herein und brummte mit seltsam guter Laune ein Liedchen vor sich hin:

Metzger auf's Gai geh'n will,
Kälber kaufmmm —
Bauer nit hergebn will,
Selber fressmmm.

Dann übergab er mit einer Ruhe, die eines großen Mannes würdig gewesen wäre, seinem Herrn den Brief und das von Lorze erhaltene Handgeld, indem er, die Augen starr auf Letzteren gerichtet, sagte:

„Das da und Jenes da hat mir Seine Exlenz der Herr

Finzenz Lorze dort übergeben und zwaaaar: das da, den Brief, für den Fremden Numer fünf — und Jenes da, das Handgeld, für mich und meine Müh . . . Herr Ächtermann, nu ist mir Alles schier ein wenig verdächtig vorkommen, ich übergeb's darum — hier ist's; — Sie abers, Exlenz Lorze übereinander, kommen Sie mir nie wieder in die Laufgräben meines Stalles: sonst schreib' ich Ihnen Brief und Handgeld auf den Buckel, daß es eine Art haben soll; — denn (sang er, ruhig wieder aus dem Zimmer schreitend):

Schnaps, Schnaps, Schnaps,
Du edeles Getränke,
Komm her, mein Schatz, reich mir den Schnaps
Und mach' mir kein Gezänke!

Ächtermann blieb stehen und fragte den Lorze: „Was enthält der Brief?"

Lorze saß eine Weile wie versteinert da und scharrte verlegen mit den Füßen unter dem Stuhle, dann sagte er:

„Der Brief? — Nichts, hm, mit Verlaub, Herr Ächtermann — nichts oder Etwas, eine kleine Bitte mit Verlaub."

„Was für eine Bitte? Ich kann es nicht zugeben, daß meine Gäste von zudringlichen Menschen belästigt werden — was ist's?"

„Ich will's schon später sagen, Herr Ächtermann — Sie werden sehen, es ist . . ."

„Nun?"

„Es ist — — mit Verlaub, hier ist meine Zeche, Herr Ächtermann, sehen Sie selbst nach — Adjes, guten Tag, adjes —"

Er nahm seinen Hut und war mit wenigen Schritten aus dem Zimmer.

Ächtermann erbrach den Brief und las:

Hozuverernder, gnädiger unbekannter
aber gütigster Herr!

Ich und mehre von meinen besten Bekannten muß Ihnen sagen und bekennen: es ist nicht gut, wenn ein so lieber und guter Herr nicht erfahrete: es geht um in den drei Eichen, un-dezwar vor, neben und nach Mitternacht, das sagen alle Leude und kenen es beschweren, daß Alles wahr und wahrhaftig ist; sind schon viel Passchier in Hemed ausgrannt mitten in der Nacht und sind zu Mathes Schelter kommen um Nachtquartier, wo es ihnen wohlgefalen hat; und sind zwei hübsche Stüblen obenauf, neu gebient, Rohrdecken und blechner Ofen; Heizung nach Bulieben, nirgends kein Ungeziefer, wenn Sie kommen wollen, sind gerne gesehen und billig zu leben; — auch sollen neulich spät in der Nacht zwei Fagabunden im Wald mitnander abgerathschlagt haben: wir fallen in drei Eichen ein und nehmen den Fremden Alles, uhr, berse und Geld!

Einer, der's gut meint."

Ächtermann wußte nicht gleich, sollte er über das Aktenstück lachen oder sich ärgern; dann wendete er sich lächelnd zum Kellner und sagte:

„Rufe mir den Hausknecht herein."

Der Kellner sprang hinaus und kam mit dem Gerufenen zurück.

„Hans" sagte Ächtermann „geh' zu meinem Schwäher

Welf, übergeb ihm diesen Brief und sag' er solle lesen, was der Mathias Schelter und Lorze für Streiche machen."

Hans nickte mit dem Kopf ein wenig, nahm den Brief und ging mit behäbigen knieweiten Schritten dem Hofe Welfs zu, indem er melancholisch sang:

Wer mit Frauenzimmern umgegangen,
Hat entweder einen Kuß
Oder aber mit Verdruß
Was von Flöhen aufgefangen.

Welf saß zur Zeit, als der Hausknecht von Dreieichen in die Stube trat, am großen Ecktisch und rechnete auf dessen Platte mit einem riesigen Stück Kreide einige Summen Geldes durch. Er war eben mit der Summe von 6540 Gulden 18 Kreuzer im Reinen, als ihm der Brief überreicht wurde.

„Ein Brief — von wem?" fragte er.

Hans erklärte seine Sendung.

Welf las und wurde leichenblaß vor Zorn.

„Was?" rief er und warf den Brief von sich — „So was erlebt man jetzt in Laufen?" Er wurde eine Weile nachdenklich, dann sagte er, durch einen guten Gedanken erheitert:

„Hans, weil Du gerade vorüber gehst, sei so gut — — doch nein, ich will selber, selber will ich von Einem zum Andern gehen, daß man innewerde, wie weit es schlechte Menschen bringen."

Er stand auf, nahm sofort seinen Hut und ging zum Gemeindevorstand, zu den Räthen und noch einigen angesehenen Nachbarn und stellte nach gehöriger Mittheilung der

Sachlage die gewichtige Frage hin: ob es unter solchen Umständen noch möglich sei, ein Glas Bier bei Mathias Schelter zu trinken?

Die Neigung zu den drei Eichen war ohnehin schon groß genug geworden bei den höchsten Häuptern der Gemeinde — man beschloß ohne Umstände, von heute an sein Geld und seinen Durst in die drei Eichen zu tragen.

Und das geschah.

Diese Thatsache vollendete in Welf's Gemüthe den vollkommenen Umschwung. Mit welch' anderen Gefühlen saß er nun im Hause seines Töchterleins und Schwiegersohnes da, von Freunden umringt, die nicht fertig werden konnten, ihr Lob und ihre Freude zu äußern! Dies reifte denn auch einen stille gehegten Plan seines Herzens und eines Abends nahm er leuchtenden Angesichts seine Tochter bei Seite und sagte:

„Da sind zweihundert Gulden, Ächtermännin; nimm sie, brauchst sie nicht zu zählen, denn sie sollen ungezählt wieder ausgegeben werden. Ich will haben, daß Deine Hochzeit noch einmal feierlich begangen werde — ich will's, sag' ich; — Deine erste Hochzeit ist so nur Thränensuppe gewesen."

Ohne Klärchens Antwort abzuwarten, ging Welf zu seiner Gesellschaft zurück und lud seine Freunde sogleich Alle mitsammen und Jeden besonders als Gäste ein.

Der Eindruck konnte nur ein ungewohnter sein.

An jenem Abend war es auch, daß Welf vor dem Nachhausegehen, aber so daß es Niemand sehen konnte, zum ersten Male seines Schwiegersohnes Hand ergriff und mächtig drückte.

„Soll ich um Vergebung bitten?“ sagte er mit einer Stimme, die vor Wehmuth bebte.

Ächtermann umarmte ihn und sagte gerührt:

„Schwiegervater, das braucht Ihr nicht; bleibt so wie ihr seid, alles Andere ist vergessen und vergeben.“

„Schwiegersohn“ sagte Welf davonschreitend: komm morgen mit Klärchen zu mir — — ich bin euch noch sechstausend Gulden schuldig!“

IX.

In die Lage derjenigen, welche eines ebenso ungemessenen als kindischen Ehrgeizes halber weder lachen noch weinen, weder reden noch schweigen, überhaupt Nichts auf Gottes Welt verrichten können, ohne die Absicht zu zeigen, daß ihre Eitelkeit gerne ihr Theil Aufmerksamkeit erringen möchte, kommen oft genug auch jene Menschen, welche von Natur nichts weniger als eitel sind und sich um die gute oder schlimme Meinung der Menschen so gut als gar nicht kümmern; denn weil diese Menschen oft blos einseitigen Launen oder schroffen Leidenschaften folgen, so daß sie endlich zu ihrer eigenen Unruhe bemerken, wie weit sie sich vom rechten Wege entfernt haben, so geschieht es, daß sie, um den üblen Eindruck um sich her wieder zu verwischen, gleich den ruhmsüchtigsten und eitelsten Menschen das Rechte und Lobens-

werthe so auffallend, so unermüdet, so leidenschaftlich vor den Augen der Menschen verrichten, daß man nicht umhin kann, wiederholt zu sagen: Genug! genug! Des Guten viel zu viel!

In diesem Falle befand sich jetzt der alte Welf.

Er, der im Stande gewesen war, aus stahlhartem Eigensinn sein Kind einige Zeit wie ein Barbar zu behandeln und von der öffentlichen Meinung nur in so weit Acht zu nehmen, als sie ihn gewissenlos in seinem Betragen bestärkte — er hatte jetzt sozusagen die erste brauchbare Gelegenheit vom Zaun gebrochen, um sein Vergehen gut zu machen und zwar auf eine so geprängevolle Weise, daß es nicht zu verkennen war: es geschehe eben so sehr der guten Meinung der Leute als seines Kindes willen.

Es wurden daher bei den Einladungen zu dem großen Hochzeitsmale, das der alte Welf in den drei Eichen veranstaltete, die gleichen Förmlichkeiten beobachtet wie bei einer wirklichen Hochzeit; ein mit Band und Blumen geschmückter Hochzeitlader ging von Haus zu Haus und malte mit einem Stück Kreide einen Strauß auf jede Thüre der Geladenen, wornach er seinen Spruch hersagte und Welf's ernste Absicht bei der Festlichkeit zum Besten gab.

Am Morgen des wunderlichen Festes sollten Musik und Gäste den alten Welf und sein Töchterlein aus seinem Hofe abholen, wobei es ja an betäubenden Pistolensalven nicht fehlen durfte; Welf, der stahlharte Welf! wollte sich als liebevoller Vater seines Kindes zeigen und so etwas konnte natürlich nicht ohne Aufsehn und Gelärme von Statten gehen!

Als Klärchen und ihr Mann von diesem Vorhaben durch

fremde Leute Kenntniß erhielten (denn Welf hatte gegen sie geschwiegen) da baten sie ihn lebhaft, daß er Alles stiller und einfacher abmachen möchte; allein Welf erwiederte:

„Hier habt ihr nichts drein zu reden; eure Hochzeit habt ihr gehabt, das ist meine!"

Lächelnd sagte Ächtermann daher zu seinem Weibe: „Lassen wir ihn; seine Liebe hat Fasten gehabt, sie will zu essen haben!"

Also gingen die Vorbereitungen wirklich und ohne Unterbrechung vor sich. Auch zu den beiden Fremden in den drei Eichen kam der Hochzeitlader und klopfte ehrfurchtsvoll an ihre Thüren.

Die Thüre des geheimnißvollen Fremden war verschlossen, er war abwesend; daher malte der Hochzeitlader nur den Strauß an die Thüre und trat hierauf bei Pius ein.

Pius saß ernst und nachdenklich auf dem Sopha und hörte ruhig den „Spruch" und die Einladung an, wie er denn auch ruhig zusah, als der Hochzeitlader das Sträußchen an die Thüre malte; dann stand er auf und sagte freundlich:

„Saget dem alten Welf, auch dem Wirth und der Wirthin von drei Eichen meinen herzlichen Dank, ich würde die Einladung mit Freuden angenommen haben, wenn ich nicht heute noch auf einige Tage verreisen müßte. Meinem Freunde werde ich sagen, wie freundlich er geladen ist, er wird die Nachricht mit Freuden hören, aber bei dem Festmahl wird auch er nicht erscheinen können . . ."

Der Hochzeitmorgen kam und die ganze Feierlichkeit wurde auf die überraschendste Weise begangen. Der Zulauf von Menschen war außerordentlich. Als Welf mit Klärchen

unter dem Schalle der Musik aus seinem Hause trat, glaubte man, der Boden müsse unter seinen Schritten wanken, so gewaltig und stolz trat er auf; aber auf seinem Gesichte lag eine tiefe Rührung, denn er gedachte seiner entsetzlichen Härte, mit welcher er einst sein einziges Kind, wie verwaist und verstoßen, hatte aus seinem Hause gehen lassen. Klärchen gedachte jenes Augenblickes auch und weinte heftig; doch waren es vorwiegend Freudenthränen über die bessere Wendung ihres Schicksals.

An diesem sonderbaren Festtage schmolz die Zahl derjenigen Laufener, welche die drei Eichen bisher noch nicht von innen gesehen hatten, bis auf sehr wenige der ärgsten Feinde herab. Alle Räume des schönen Hauses waren überfüllt und draußen herum lagerte man in dichten Schaaren. Jedermann wurde bewirthet. Was am Tische Welf's und des sogenannten Brautpaars Feierliches und Lustiges vorging, wäre wohl erzählenswerth; — allein ein ernster Auftritt ist es, der uns mitten aus der Festlichkeit entführt und uns die Pflichten stiller Augenzeugen auferlegt . . .

Die beiden Fremden saßen um diese Stunde vor einem kleinen Hause oberhalb der drei Eichen im Schatten einer großen Buche.

Die Sonne neigte sich gegen die westlichen Berge und gelangte in diesem Augenblicke hinter die Aeste der drei Eichen. Nur in glänzenden Goldfäden brachen die Strahlen der Sonne zwischen den Zweigen und Blättern durch zu den Augen der Fremden, während der Schatten derselben Bäume sichtbar vorwärts rückend und gespenstig sich verlängernd nach und nach bis in die Nähe der Lagernden gelangte.

Pius saß aufrecht, mit dem Rücken an den Stamm des Baumes gelehnt, während der kranke und seit einigen Tagen schreckhaft entkräftete Freund neben ihm lag wie ein Sterbender und das Haupt an dessen brüderlichen Busen lehnte.

Pius suchte den Freund durch auserlesene Gespräche zu erfreuen und führte fast allein das Wort. Doch überhörte der Freund das meiste was er sagte; unverwandt ruhten seine Augen auf den drei Eichen und den zarten Goldstrahlen, welche die Abendsonne zwischen dem Dunkel der Blätter herübersendete; nach einer Weile sagte er für sich mit bebender Stimme:

„Wie sie jetzt hingeht, die Göttin des Tages, dem Auge anderer voll und leuchtend — mir kaum ein Fädchen Gold zusendend durch die Zweige der Bäume; so hat das Glück mir kaum von Zeit zu Zeit durch meines Lebensbaumes Schatten ein flüchtig Licht der Freude gegönnt — und ich muß dahin geh'n, ohne meine Sendung vollendet zu haben."

Eine Pause trat ein und Pius sagte nach einer Weile nur mit leiser und von Rührung bewegter Stimme die herrlichen Worte des Dichters über die Kunst vor sich hin:

„Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Wirklichkeit verwies
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.

Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah' dem Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betruge
Elisium auf seine Kerkerwand!"

Der Freund nickte lächelnd; eine sanfte Verklärung überzog sein Gesicht: „Ja ja, ich verstehe Dich" sagte er „ich bin nicht ohne Licht und himmlisches Leben gewesen; die Kunst ersetzte mir, was mir die Wirklichkeit versagte; — ah! seh' hin — sie kommt" fuhr er fort — „noch einmal vor meinem Scheiden soll ich sie ganz und in voller Herrlichkeit sehen; — ja! ich scheide froh, versöhnt — die schönste Stunde meines Lebens ist die letzte . . . Klärchen — wohl, wie wohl ist mir — o Herr — Heerscharen nehmt mich auf . . . ."

Die Abendsonne war unter den drei Eichen weggerückt und schickte ihre volle Pracht herauf zu beiden Freunden; aber bald umfing der Eine nur die stillen Reste des Andern noch mit seinen Armen und Thräne um Thräne träufelte hernieder auf die Tempelreste, welche einen Geist der schönsten Art besessen hatten und ihn jetzt entfliehen sahen . . .

„Was ist Dir, Klärchen?" sagte Julius Ächtermann um zwei Uhr Morgens, als sein Weib, statt zu Bette zu gehen noch auf einem Stuhle saß und sinnend vor sich nieder sah — „Was ist Dir? Das Fest ist glücklich vorüber, Dein Vater ist in Freude, alle Gäste sind zufrieden heimgegangen — bist Du denn nicht auch glücklich?"

Klärchen erwachte aus ihrem Hinträumen und sagte:

„Ja wohl bin ich zufrieden, Julius; Alles ist schön und recht gewesen, ich werde noch lange daran denken — aber ich weiß nicht recht was es ist: ich kann seit gestern nicht recht heiter werden.“

„Klärchen“ fuhr Julius nach einer Pause fort, indem er sich an die Lehne des Stuhles hielt und seine Hand ihr an die Schläfe legte: „Denkst Du, daß ich ahne, was Dir im Sinne liegt?“

Klärchen sah befremdet auf und sagte:

„Wie kannst Du wissen, was ich selbst nicht weiß?“

„Klärchen, ich meine, Du denkst: der Unbekannte, welcher Dir die tausend Gulden schenkte, welcher die Wagen und Wanderer von Degern her schmückte und der geheimnißvolle Gast auf Nummer fünf könnten eine und dieselbe Person sein . . .“

Klärchen schwieg.

„Dies hat auch mich seit gestern lebhaft beschäftigt“ fuhr Ächtermann fort: „Wer ist der Fremde? Wie kommt er dazu, unser Schutzengel zu werden?“

Klärchen sagte Nichts über ihre geheimsten Gedanken, aber in der tiefsten Tiefe ihres Herzens rief es deutlich genug: „Wer war Dein Spielgenosse früher Jugend? Lebt er? Und wenn er lebt, ist er Dein stiller Schutzgeist nicht?“

Wehmüthig ging Klärchen zu Bette und konnte nicht schlafen . . .

Einige Tage später ging es wieder lebhaft her in den drei Eichen. Es kamen viele Fremde aus der Hauptstadt und nahmen Zimmer in den drei Eichen. Es waren Männer darunter von zarter Jugend und hohem Greisenalter. Seltener

Ernst lagerte auf den Mienen Aller. Abends waren die Herren angekommen und von Pius begrüßt worden, den Morgen darauf brachen alle in feierlicher Ordnung auf und schritten hügelan jener Stelle zu, wo die Erdarbeiten lange Zeit betrieben worden waren.

Erst gegen Mittag kamen die Herren wieder zurück, noch deutlich die Spuren großer Rührung auf ihren Mienen tragend.

Man aß gemeinsam. Nach Tische erhob sich Pius, trat in ein an den Speisesaal stoßendes Zimmer und bat Klärchen ihm einige Augenblicke Gehör zu schenken.

Klärchen sagte: „Gern" und setzte sich ihm verlegen gegenüber.

„Mein verstorbener Freund" sagte Pius mit gerötheten Augen „hat mir aufgetragen, euch noch einmal zu grüßen und euch zum Angedenken Alles zu überliefern, was in der kleinen Kiste sich befindet, die noch auf seinem Zimmer steht."

Bei den Worten: mein verstorbener Freund überfiel ein förmlicher Schwindel die Wirthin von drei Eichen; — der junge Fremde, welcher so geheimnißvoll in ihrem Hause gewohnt hatte, war also nicht blos auf einige Tage verreist, wie man angegeben hatte — er war gestorben!

Pius fuhr nach einer Pause fort:

„Ich habe dem Kellner den Auftrag gegeben, die Kiste herunter zu bringen, wir öffnen sie und zwar in eures Mannes Gegenwart."

Die Kiste wurde gebracht und auch der Wirth trat ein.

Aus der Kiste wurde eine Marmorbüste herausgenommen, auf den Tisch gestellt und enthüllt.

Mit starren wundersamen Augen blickte Klärchen auf das herrlich gearbeitete männlich-schöne Jünglingsangesicht in Marmor und Pius sagte:

„Leset, was darunter steht.“

Klärchen las:

„Gedenke mein — der arme Anton.“

Nun fiel es wie Schuppen von Klärchens Augen, sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und eilte aus dem Zimmer.

Pius übergab dem erstaunten und ergriffenen Wirthe eine große Rolle Geldes und ein Manuskript; in letzterem, sagte er, würden er und sein Weib Näheres finden über den Verstorbenen; das Geld sei sein Testamentsvermächtniß. Hierauf gestand auch Pius, daß die tausend Gulden aus der Hauptstadt von dem verklärten Freunde hergerührt und daß er die festlichen Aufzüge in Degern veranstaltet habe.

Gegen Abend reisten einige der Herren, meistens Künstler, wieder ab, die übrigen blieben noch bis folgenden Tag in den drei Eichen. Unter diesen befand sich auch Pius, denn er hatte noch einen Auftrag zu erfüllen.

Er bat am nächsten Morgen Klärchen und ihren Mann, ihm zur Ruhestätte seines Freundes zu folgen und schlug jene Richtung ein, welche zur Stelle der geheimnißvollen Erdarbeiten führte.

Hier angelangt, sahen sie einen kleinen geschmackvollen Bau in der Tiefe des Hügels vollendet — eine stille Gruft

für die sterblichen Reste eines jungen Mannes, der eben den schönsten Anlauf genommen, eine Berühmtheit seiner Zeit zu werden. Als die erste Thüre aufgethan war, trat man in einer kleinen Vorhalle einige Stufen hinab — — und hier war es, wo Klärchen plötzlich stehen blieb, nach einer Stelle hinstarrte, dann ihrem Manne, durchwühlt von Weh, um den Hals fiel und lange nicht zu bewegen war, ihre Blicke wieder auf die Marmorgruppe zu richten, welche vor einem steinernen Sarge stand.

Die Marmorgruppe bestand aus einem Genius, der mit der rechten Hand eine reizende weibliche Figur in ländlicher Tracht vor den Sarkophag hinführte und mit der linken auf den letzteren deutete. Ueber dem Bogen der Wölbung standen die Worte, welche der Genius zu sprechen schien:

„Sieh' hier, o Klärchen, die Stätte Deines in Gott ruhenden Freundes!"

Die weibliche Marmorfigur war Klärchen wie sie leibte und lebte.

* * *

Bald nach diesem Vorfalle gingen viele und mitunter widersprechende Gerüchte durch das Land; die Zeitungen bemächtigten sich des Stoffes und redeten Buntes und Romanhaftes genug von einem jungen genialen Bildhauer, der an gebrochenem Herzen gestorben und in einer merkwürdigen Künstlergruft auf dem Berge bei Laufen begraben sei — ferner von der schönen Wirthin der drei Eichen. Das Aufsehen, welches solche Sagen und Berichte machten, verfehlte

nicht, einen seltenen Geist der Wanderlust nach den Bergen um Laufen zu erwecken. Daher kam es, daß während des nächsten Sommers fast kein Tag verging, ohne daß nicht ein und der andere Fremde in den drei Eichen Quartier nahm. Künstler, Gelehrte, Neugierige aller Art wollten die Gruft und die schöne Wirthin sehen und über die merkwürdigen Erlebnisse derselben immer wieder Neues erfahren. Die Gegend ward berühmt und „sehr gangbar" wie ein Geschäftsmann sagen würde — und Fuhren und Wanderer gewöhnlicher Art belebten immer zahlreicher die neue Straße über das Gebirg.

Nun fehlte es in den drei Eichen auch keinen Abend an Laufener Gästen; die pure blanke Neugierde wie das Wohlgefallen an der schönen Umgebung in den Eichen entriß einen Bauer um den andern dem Wirthshause im Dorf. Während ihre Weiber Butter, Eier, Geflügel und Schmalz in den drei Eichen gut absetzten, ließen es die Männer nicht an guten Preisen für die übrigen Artikel ihrer Wirthschaft fehlen und sorgten, daß dem „Eichenwirthe" kein Tropfen Bier sauer ward. Je mehr Neues in den drei Eichen vorfiel, desto stiller wurde das Leben im alten Wirthshause des Dorfes. So geschah es, daß der Schelter eines Tages selber zu Ächtermann kam und ihm persönlich sein Privilegium anbot. Julius Ächtermann wiederholte ihm aber, es sei nun zu spät, im Uebrigen wolle er ihm und zwar umsonst das Privilegium geben, daß er immer, wenn er auf einen Trunk in die drei Eichen käme, vom Besten erhalten solle, was im Hause sei.

Nach so glücklicher Lösung der Dinge, zu welchen der

„arme Anton" das Meiste beigetragen, wäre es nur zu wünschen gewesen, daß Klärchen etwas bälder ihre volle Munterkeit wieder bekommen hätte; es dauerte lange, wir glauben fast, es wird ihr Leben lang so bleiben, daß sie, wenigstens von Zeit zu Zeit mitten in ihrer Heiterkeit und rüstigen Laune von einer seltsamen und tiefen Erinnerungs-Wehmuth heimgesucht wird. Aber ihr Glück im Ganzen freilich wird das nicht vermindern; denn für gute Herzen ist eine solche Wehmuth oft von großem Werth und Trost, sie würden Vieles leichter als eine so schmerzliche Erinnerung vermissen.
